

Am Pfälzer Sagenquell

Leseheft für den 3. und 4. Jahrgang der pfälz. Volksschule

Am
Pfälzer Sagenquell

Leseheft

für den

3. und 4. Jahrgang der pfälzischen Volksschulen

Herausgegeben

im Auftrage des Pfälzischen Gaulehrervereins
von pfälzischen Lehrern und Lehrerinnen



NSZ-Verlag, Neustadt an der Haardt

Kauck

Die Rosentreppe.

Die fromme Gräfin Emma, die Gemahlin eines herzoglichen Oberjägermeisters in Zweibrücken, besuchte oft die Hütten der Armut um Hungrige zu speisen und Kranke zu laben. Aber ihr Gemahl, Graf Rupprecht, war ein rauher und hartherziger Herr. Ihn verdrossen die Krankenbesuche seiner Frau und eines Tages befahl er ihr: Du gehst von heute an nicht mehr ins Dorf; denn es schickt sich nicht für eine vornehme Frau, armselige Hütten aufzusuchen und sich mit dem gemeinen Volke abzugeben. Wenn ich dich noch einmal dabei ertappe, weiß ich nicht, was ich tue.

Die fromme Frau wollte mit ihrem Gatten in Frieden leben, aber auch ihre Kranken nicht verlassen. Sie brachte ihnen deshalb nun heimlicherweise Speise und Trank, wenn der Graf auf der Jagd war.

Einmal wollte sie an einem kalten Wintertage einem alten, kranken Manne ein Labsal bringen. Da begegnete ihr auf der Schloß-treppe der Graf, der unverhofft zurückgekehrt war. Er vermutete gleich, was vorgehen sollte und fuhr die sanfte Frau hart an: Wo willst du hin? Was trägst du in deinem Korbe? — Ach Herr — Rosen, stofferte die erschrockene Frau, die in ihrer Verwirrung nicht bedachte, daß es Winter war. Was? Jetzt Rosen? rief der rauhe Weidmann, entriß ihr das Körbchen und öffnete es. Aber, o Wunder! Als er den Deckel wegnahm, dufteten ihm in der Lat Rosen entgegen. Der Graf erstaunte und sah bald seine Gemahlin, bald die Rosen an. Jetzt erkenne ich, welch edle Frau ich besitze, rief er aus. Du bist ein Engel. Verzeihe mir! Du wirst mich in Zukunft anders finden.

So war es auch. In der Folge wußte man nicht, wer am wohlthätigsten zu nennen sei, der Graf oder seine Gemahlin. Von der Treppe, auf welcher die wundersame Begebenheit stattgefunden hat, ist keine Spur mehr da. Aber das Volk nennt heute noch die Stelle, wo sie gestanden, die Rosentreppe.

Sugo Frick

Der wandernde Grenzstein.

Oft hatte der alte Stephan von Mörzbach mit einem zugezwinkerten Auge seinen Acker entlang gemessen und immer wieder mußte er feststellen, daß der Nachbar Michel ihm eine neue Furche weggezackert hatte. Das ging ihm über die Hutschnur. Auch war nur noch eine Spur von einem Grenzstein vorhanden. Da muß der Landmesser her! Und der verhalf ihm wieder zu seinem vollen Tagwerk und zu zwei neuen „Saxsteinen“.

In einer dunklen Neumondnacht versetzte der Nachbar die Steine um Schrittweite in Stephans Acker und Pflug und Egge verwischten in der Morgenfrühe die Spuren seiner Nacharbeit. Stephan aber machte dem Schollendieb nun den Prozeß. Der aber schwor, keinen Stein versetzt zu haben und wurde freigesprochen. Stephan schüttelte die Faust gegen ihn, als er aus den Gerichtsschranken trat und schleuderte ihm den Fluch entgegen: Nach deinem Tode sollst du umgehen mit dem Saßstein auf dem Buckel und in den Wind hineinfragen: Wohin soll ich ihn tun, wohin?

Der Fluch ging in Erfüllung, als man einige Jahre später den Saßsteinschieber begraben hatte. Wer nachts etwa noch von Kirrberg herauf am Tubuszberg, im Volksmund „Heremann“ genannt, vorbei mußte, der konnte ihn sehen, wie er einen Grenzstein auf der Schulter schleppte, dabei keuchte und wimmerte: Wohin soll ich ihn tun, wohin?

Die Geschichte kam dem Lehrer von Mörsbach zu Ohren. Er hinterstellte sich einmal in der Geisterstunde und hörte richtig das klagende Fragen: Wohin soll ich ihn tun, wohin? Da warf er ihm als Antwort zu: Dorthin, wo du ihn geholt hast! Am andern Tage stand der Stein wieder an dem rechtmäßigen Platz und vom Grenzsteinverrückter sah und hörte man nichts mehr seit der Zeit.

Hugo Frick

Der Teufelsbrunnen.

Zu Einöb bei Zweibrücken hatte eine reiche Jungfrau, die Tochter eines Bauern, einem armen, aber braven und wackern Burschen die Ehe verheißen. Des Mädchens Vater jedoch wollte nichts davon wissen und schalt und tobte so lange, bis sich der Jüngling entschloß das Dorf zu verlassen und in die Fremde zu wandern. Er hoffte in der weiten Welt sein Glück zu machen und bald als wohlhabend vor dem geldsüchtigen Alten zu erscheinen. Als er nun beim Abschied davon sprach, die Jungfrau werde ihm nicht Glauben halten, fing diese an sich zu verschwören mit den Worten: Wenn ich einen andern denn dich nehme, so hole mich der Teufel!

Martin, so hieß der Bursche, zog fort in die Fremde und ließ sich beim kaiserlichen Heere anwerben. Marie aber, das Mädchen, hielt sich von nun an einsam und zurückgezogen von ihren Gespielinnen. Da geschah es nach etlichen Monaten, als sie eines Tages an ihrem Fenster saß und arbeitete, daß ein stattlicher Reiter — es war der Sohn des Burgvogts von Zweibrücken — im Galopp die Straße heraufritt. In demselben Augenblick, als ihn Marie erblickte, bäumte sich das Roß des Jünglings und warf diesen mit einem Saße auf den Boden. Man trug

den Unglücklichen in Mariens Haus, wo er von der Jungfrau mehrere Wochen sorgfältig gepflegt ward. Aber was geschah? Nach der Wiederherstellung des Zweibrückers wurde Marie trotz ihres Schwures seine Verlobte. Wenige Tage darauf kam Martin vom kaiserlichen Heere zurück. Und als ihn die Nachricht traf von dem, was vorgegangen, verschwand er zur selben Stunde und niemand wußte, wohin er den Weg genommen.

Es war am Hochzeitstage um Mitternacht, als zwei fremde Jägersburschen in den Saal traten. Der eine hatte rabenschwarzes Haar und blißende Augen. Der erfaßte die Braut und riß sie im Tanze herum; zugleich verbreitete sich ein stinkender Schwefelgeruch. Schlag zwölf erscholl ein höllisches Gelächter und der Rabenschwarze fuhr mit der Braut und dem gekommenen Jäger zum Fenster hinaus. Der aber war niemand anders als Martin, der sich dem Teufel verschrieben. Des andern Tages fand man drüben auf der Wiese ein Wasserloch von unergründlicher Tiefe; ringsum war alles Gras wie von Feuer verzehrt. Da war der Teufel mit seiner Beute hineingefahren, daher das Loch den Namen Teufelsbrunnen davongetragen. Alle sieben Jahre soll ein Kranz von weißen Rosen oben auf dem Wasser erscheinen und wieder versinken. Das Fenster aber, durch welches der Böse den Weg genommen, blieb vermauert bis in die letzte Zeit.

F. W. Hebel

Der Riese Kreuzmann.

Vor uralten Zeiten hauste in einer Höhle des „Großen Stiefel“ bei St. Ingbert der schreckliche Riese Kreuzmann. Hatte er sich mit seinen klobigen Praxen ein Häuflein Menschen zusammengefangen, dann schickte er sich an Mahlzeit zu halten. Wenn er mit seinem Wehstein, der neben seiner Höhle wie ein Kirchturm lehnte, seine Messer schliff, ging der Klang den Opfern drinnen durch Mark und Bein. Auf der Zweispitz, einem Felsentisch, der heute noch am Stiefel überm Mühlberg steht, schlachtete er sie ab, briet sie am Spieß und würgte sie in sich hinein, wie einer, der seit der letzten Kirchweihe keinen ordentlichen Bissen mehr bekommen hat. Dann legte er sich quer in seine Höhle, schlief über eine Woche und schnarchte dabei so laut, daß die Bergwände schütterten und die Buchen über der Höhle zitterten. Die Menschen im Tale aber gingen eiligst ihren Geschäften nach, damit sie vollendet seien, bevor der Unhold erwache.

Sie sannnen oft darüber nach, wie man dem Wüstling zu Leibe rücken und der Not ein Ende machen könne. Da kam einer auf den Gedanken ihn einzumauern, daß er verhungern müsse. Alle Mannsleute

in den Tälern um den Stiefel herum hielten sich bereit, um zur rechten Zeit in langer Kette das Mauerzeug Stück um Stück von Hand zu Hand hinaufzuschicken; die Beherztesten aber sollten die Maurer sein. Als dann das Schnarchen wieder erdröhnte, begannen sie das Werk und die Einmauerung glückte. Doch mochte sie etwas hastig gewesen sein. Denn als Kreuzmann nach drei Tagen erwachte und keinen Schimmer von Tageslicht über der Decke sah, rieb er sich die Augen und stieß dabei



ein wenig mit einem Ellenbogen an die frische Mauer, daß sie zusammenpolkerte. Dann sprang er auf, besah sich das Nachwerk und lächelte recht teuflisch dazu; er schob den Schutt beiseite, daß er zu Tal kollerte und schickte einen lästerlichen Fluch nach, daß die dort drunten wußten, wieviel Uhr es sei.

Nun konnte nur noch ein verzweifelttes Mittel helfen. Als die Wehrleute wieder einmal versammelt waren und das Schnarchen erneut donnerte, wie wenn ein Märzgewitter grollt, schlichen sie auf allen Pfaden heran, mit Reisigwellen, Strohbindeln, Fettöpfen, langen Gabeln und nassen Säcken beladen. Das alles schichteten sie wechselweise

in den Höhleneingang und errichteten davor noch ein Balkengewirr. Die nassen Tücher aber hängten sie über den Feuerstoß, damit er mächtig nach innen lohen und schwelen solle. Dann legten sie den Funken.

Sei, war das ein Feuerchen! Das knisterte, kletterte hoch, prasselte und knallte! Ein rechtes Freudenfeuer, ein Zeichen für alle die Wohnstätten weithin. Schon wollten die Feuerwerker jauchzen und tanzen. Da hustete es drinnen einmal, mehrmals und puh! — war mitten in dem Flammenberg ein Loch, durch das der Kreuzmann nachsprang, als sei es ein Johannisfeuer.

Er hatte alle seine Haare gelassen und sein Kopf glich einem ausgeblasenen Löwenzahnlicht. Doch seine Augen sprühten Blitze, seine Nase schnaubte Zorn und sein Maul brüllte Wut. In den Rauchschwaden tastete er den Wehstein um die Menschenameisen auf einen Wurf zu erschlagen. Doch er schleuderte ihn weit darüber hinaus, daß er im Bogen über den Rentrisch fuhr, wo er heute noch zur Hälfte aus dem Boden schaut. Dabei aber stolperte er in dem Balkengewirre und verhaspelte sich mit Armen und Beinen so darin, daß es seinen Jägern ein Leichtes war ihm den Garaus zu machen.

Dann schachteten sie ein brunnentiefes Grab aus und wälzten den mächtigen Körper mit Hebebäumen hinein. Darüber häuften sie einen Berg von Steinen und Felsblöcken und hielten dann eine Siegesfeier. Das Riesengrab aber erinnert, wie noch andere in der Pfalz, an die graue Vorzeit, wo Menschen nach langen, zähen Kämpfen endlich doch den Sieg davongetragen haben über die Riesen, die so viel Leid in mancher Gegend gebracht hatten.

Hugo Frick

Die Zwerge vom Gumberberg.

Auf der verfallenen Mühle, die nicht weit von Enzheim liegt, lebte einmal ein Pächter, der gerade so gutherzig wie herzlich war. Als er einmal an seinem Mühlenweiher das Wehr ausbesserte, hörte er plötzlich den quallernden Hilferuf eines Ertrinkenden. Er jog aus dem tückischen Wasser ein wunderliches Wesen mit übergroßem, bärtigem Kopfe und Schwimmfüßen wie die einer Gans, nahm es mit in die Mühle und pflegte es gesund. Wie es wieder munter war, redete es wie ein Mensch und gab sich als Zwerg aus dem nahen Gumberberg zu erkennen. Dann führte es seinen Retter und Pfleger an den nahen Weiher hin, zeigte ihm die Stelle, wo es baden wollte und den hinterlistigen Nix, der es ins Wasser gezogen hatte. Der aber war eine dicke, gloßige Unke, die schnell untertauchte. Während der Müller ihr nachschaute, war der Wichtelmann still verschwunden.

Von der Zeit aber kam es dem Müller so vor, als höre er des Nachts öfter ein Getrappel auf der hölzernen Mühlstreppe zum Frucht-speicher, das er sonst nie wahrgenommen hatte. Wenn er dann morgens auf den Fruchtboden kam, erschrak er ein- über das andere Mal: denn da standen Korn- und Weizensäcke prall gefüllt bis vor an die Falltüre. Der erstaunte Müller hüfete sich etwas davon weiter zu sagen oder etwas Unbedachtes dagegen zu tun. Doch im Stillen sagte er sich oft, daß dahinter wohl der Kleine vom Gumberberg stecken müsse. So wurde er bald ein wohlhabender Mann, der nichts mehr zu arbeiten brauchte.

Und so bekam die Mühle bald einen neuen Pächter, den die Zwerge erst einmal auf die Probe stellen wollten. Als der eines Tages im Walde Holz abfuhr, baten sie ihn, er möge ihnen helfen, einen Felsblock vor einen ihrer Höhleneingänge zu wälzen. Der neue Müller aber lüpfte mit seinem Hebeisen den Stein, daß er den Berg hinabrollte, lachte höhnlisch dazu und verspottete sie als „Gänzfüßler“. — Seitdem wick das Glück von ihm und er mußte die Mühle verlassen, weil er bald nicht einmal mehr den Pachtzins für das Kloster aufbringen konnte.

Hugo Frick

Die Goldglut.

Der alte Adam von Wiesbach wußte zu seiner Zeit nicht, daß das Tal der Blies mit seinen Nebentälern goldkörnigen Boden hat. Aber das wußte er, daß das Gold den Menschen zu vielen schönen Dingen verhelfen kann.

Als in seiner Jugend die Alten von vergrabenen Schätzen erzählten und auch von Glückskindern, die solches Gut haben durften, da regte sich in seiner Seele die Sehnsucht, auch einmal einen Schatz zu gewinnen. Er fühlte Mut genug den großen Hund oder die häßliche Kröte mit den glühenden Telleraugen zu bezwingen und jegliche Probe zu bestehen.

Doch er sollte leichter zu einem Schatz gelangen, wenn es auch nur ein Klümpchen Gold war; denn er war ein fleißiger und rechtschaffener Mann. Über dem Kartoffelhacken in der Harzhofer Klamm hatte ihn einmal die Dunkelheit überrascht. Stockmüde verschnaufte er ein wenig am Ackerande und stopfte sich eine Pfeife Tabak, konnte sie aber nicht in Brand setzen, weil er Feuerstein, Zunder und den Schlagstein vergessen hatte. Da sah er in der Furche ein rotes Leuchten wie Kohlen-glut. Er scharrte sich davon ein Köhlchen in seinen Pfeifenkopf und zog und zog, aber der Tabak wollte nicht anbrennen. So steckte er denn die Pfeife in den Sack, schulterte seine Hacke und schlenderte heim. Nachdenklich klopfte er daheim seine Pfeife aus. Da fiel ein harter,

funkelnder Goldklumpen heraus. Wo das war, ist noch mehr, dachte er und schnell machte er sich noch einmal auf den Weg zu seinem Acker. Aber die Goldglut war weg. Erst bei der Ernte fand er wieder einen Teil davon.

Hugo Frick

Die Heidenburg.

In dem Dorfe Oberstausenbach, das nicht weit von dem Städtchen Wolfstein liegt, lebte einst eine arme Jungfrau. Eines Tages wollte sie auf dem Heidenberg Holz sammeln. Da begegnete ihr in der Nähe der Heidenburg ein altes Mütterchen. Das blieb bei ihr stehen und sie kamen miteinander ins Gespräch. Weißt du auch, sprach die Alte, daß der Berg voller Schätze ist und daß man mit einer Schlüsselblume zu ihnen gelangen kann? Aber die Blume, welche den Berg aufschließt, blüht nur einmal um Mitternacht.

Das Mädchen dachte den ganzen Tag an die glückbringende Blume. Wenn es die finden könnte! In der Nacht träumte es: Es war wieder in der Nähe der Heidenburg. Da sah es die Glücksblume vor sich, seltsam leuchtend. Als es sich danach bückte um sie zu pflücken, erwachte es. Vielleicht ist heute gerade die richtige Nacht, fuhr es der Jungfrau durch den Sinn. Soll ich nicht mein Glück versuchen? — Und schon stand sie nothdürftig bekleidet vor der Hütte. Eben schlug es auf der Dorfkirche Mitternacht. Eilends stieg das Mägdlein den Berg empor. Ein Lichtschein von der Höhe zeigte ihr den Weg: Es war eine Schlüsselblume. Es brach sie und berührte damit das Tor, vor dem es stand. Das tat sich weit auf und die Glückliche trat in einen glänzenden Tempel voll Gold und Edelsteinen. Und eine leise Stimme rief: Gedenke der Blume! Die Jungfrau legte dieselbe auf einen Demanttisch und trat zuerst zu einem Haufen Goldes und raffte hastig in ihre Schürze, was sie tragen konnte. Dann wandte sie sich eilig zum Ausgang. Raun jedoch war sie draußen vor der Burg, da schlug das Tor heftig hinter ihr zu. Vor Schreck ließ sie die Schürze los und ihr Gold entfiel ihr und versank im Schutt des Berges. Doch tröstete sie sich im Gedanken an ihren Schlüssel und wollte aufs neue zurück. Der aber lag innen auf dem Demanttisch und der Berg mit den Schätzen blieb für immer verschlossen.

Sonntagskinder sehen noch heute, wie die Jungfrau um die spärlichen Ruinen der Heidenburg wandelt und hören ihr Klagen um die vergessene Blume.

F. W. Hebel

Ein untergegangenes Dorf.

Ein längst verstorbener Wirt von Roszbach bei Wolfstein hatte eines Nachts ein seltsames Erlebnis. Mitten im Schlafe wird er durch ein Geschrei und Gelärm drunten auf der Dorfstraße geweckt. Er reißt das Fenster auf und lauscht. Das ist ein Getümmel und Gerause und Getöbe, daß dem sonst so herzhaften Manne ganz bänglich zu Mute wird. Die Nacht ist mondhell und die ganze Straße läßt sich leicht übersehen. Keine Spur von einem Menschen ist zu erblicken. Eiskalt überläuft's den Wirt. Entsetzt aber prallt er zurück und schlägt das Fenster zu, als es schaurig durch die Nacht gellt: Hau, hau hau zu! hau zu! Es waren die ruhelosen Seelen derer, die im dreißigjährigen Kriege die Bewohner von „Allweiler“ hingemordet hatten.

F. W. Hebel

Die Entstehung des Klosters Disibodenberg.

Vor mehr als tausend Jahren lebte in Irland der fromme Bischof Disibodus. Dem erschien in der Nacht im Traum ein Engel und sprach: Gehe hin übers Meer und verkünde dort das Evangelium. Und wo du deinen Wanderstab in die Erde steckst und er grünet, wo ein weißes Reh sich dir naht und am Boden scharret, daß ein Brunnen lebendigen Wassers hervorspringt, da bleibe und baue ein Kloster! Disibodus war über die Botschaft hoch erfreut und schon am nächsten Morgen bestieg er mit drei Freunden ein Schifflein und ruderte übers Meer. In der Gegend, wo der Rhein in dieses mündet, stiegen sie ans Land. Sie folgten dem Laufe des Flusses und wo sie Menschen antrafen, erzählten sie ihnen vom lieben Gott und von dem Heiland. Die Leute wohnten damals nicht in Städten und Dörfern, sondern auf Bauernhöfen und Disibodus mußte oft tagelang durch endlose Wälder wandern, bis er wieder an einen Hof kam. Fast überall wurde der fromme Mann freundlich aufgenommen und wenn er abends am Herdfeuer erzählte von unserm Vater im Himmel, der über die ganze Welt herrscht und von seinem Sohne Jesus, der die Kranken gesund gemacht und die Toten wieder auferweckt hat, da versammelten sich alle Bewohner um ihn und lauschten seinen Worten. Oft kamen die Nachbarn hinzu und baten: Besuche auch uns und erzähle uns noch mehr von dem Himmelsvater, lehre auch uns beten und so schöne Lieder singen! Das that er gern und wenn dann recht viele an Gott glaubten, taufte er sie und zog weiter mit seinen Gefährten, immer tiefer nach Deutschland hinein.

Jahr um Jahr verging. — Disibodus war zum Greis geworden und gar oft betete er: Herr, jetzt ist's genug. Ich bin müde. Zeige mir

den Ort, wo ich Ruhe finden soll! — Doch kein weißes Reh zeigte sich und sein Stab grünte nicht, so oft er ihn auch in die Erde steckte.

So zog er denn mit seinen Leuten weiter und kam eines Abends zu einer Anhöhe auf dem rechten Ufer der Nahe. Weil der Durst sie zu sehr plagte, gingen die Gefährten hinab zu dem Flusse um dort ihre Kürbisflaschen zu füllen. Bei ihrer Rückkehr bot sich ihnen ein wunderbares Schauspiel dar: der ehrwürdige Greis kniete inmitten des Rasenplatzes. Sein hoher Pilgerstab stak in der Erde und trieb Äste und Blätter und ein schneeweißes Reh scharrete am Boden, daß ein Quell daraus hervorsprang, so rein wie ein Edelstein. Disibodus erkannte diese Stätte als die, welche ihm der Engel verheißen hatte und rief: Der Ort ist heilig, laßt uns Hütten bauen! — Bald erhoben sich eine herrliche Kirche und ein Kloster an diesem Plage. Disibodus aber wohnte weiterhin in seiner einfachen Hütte und sein Stab wurde zum schattigen Baume.

F. W. Hebel

Der Teufelstisch.

Einst geriet der Teufel als Ritter und Sänger verkleidet in die Nähe von Dahn. Es hatte sich gerade eine glänzende Gesellschaft von Rittern und Edelfrauen zur Mittagsruhe dort niedergelassen. Der fahrende Leiermann fragte, ob er bequem sei und noch ehe er Antwort erhielt, sang und spielte er, daß ringsum der Wald ertönte und die Frauen begeistert seinem Liede lauschten. Dann hieß es: Zum Mahle! Der Leiermann zeige uns weiter, was er kann! Das war dem Teufel, der auf eine Einladung gerechnet hatte, denn doch zu viel und in seinem Grimme drohte er die Männer alle an seinem Spieße zu braten. Und als die Ritter höhnisch darüber lachten, streckte er einen um den andern ins Gras. Mit Riesenmacht wühlte er darauf zwei Felsen aus dem Berge und trug sie auf die Höhe, legte eine steinerne Platte querüber und lud nun die Damen ein zum Schmause; die aber hatten längst die Flucht ergriffen.

Nachdem er dort eine Weile geraftet hatte, ging er wieder weiter; den Tisch aber ließ er stehen. Und als nun morgens die Leute aus dem Tale kamen, sahen sie den Felsen mit Staunen und Grauen an und sprachen: Dort hat der Teufel seine Mahlzeit gehalten.

Einer aber darunter lachte die andern aus und sagte: Diese Nacht will ich's mit ihm teilen. Er ging auch hin, mußte aber wahrscheinlich nichts Gutes erlebt haben. Denn um die zwölfte Stunde hörte man ihn gräßlich schreien und die Leute schlichen sich bekreuzigend nach Hause. Der Fels aber trägt den Namen Teufelstisch bis auf den heutigen Tag.

F. W. Hebel

Hans Trapp.

Wenn Kinder schrei'n zu Weissenburg
und Wort und Ruf' nicht frommt,
so schlägt gewiß zuletzt noch durch
der Ruf: Hans Trapp, der kommt!
Wer ist Hans Trapp? Von Bärbelstein
der Ritter Hans von Drot,
er grüßt' einst Weissenburg nicht fein
und bracht's in schwere Not.
Denn mit dem Kloster und dem Abt
lebt' er in schlimmem Streit,
Drum hat's sein böses Herz gelabt,
ihm anzutun ein Leid.
Voll arger List hemmt' er einmal
der Lauter raschen Lauf,
da schwoll der Bach durchs ganze Tal
gleich einem Strome auf.
Dann riß er ein den hohen Damm,
fort stürzte wild die Flut,
riß mit sich manchen Fels und Stamm,
als echter Bot' der Wut.
Ganz Weissenburg ist Schreck und Grauz,
die Fluren sind ein See!
Ach, mit der Ernte ist's nun aus!
Der Streich tut lange weh.
Und alles heult: Was gibt's, o Gott!
Der Abt zornflammend ruft:
Das hat gefan der Hans von Drot,
den Gott verdamm', der Schuft!
Drum hat die Stadt vergessen nicht
Den furchtbar'n Ritter Hans;
packt nichts so'n kleinen, bösen Wicht,
gewiß Hans Trapp, der kann's.

Christian Böhmert

Die Sage vom Jungfernsprung.

Vor vielen, vielen Jahren wohnten auf den Burgen um Dahn mächtige Ritter. Einige von ihnen waren fromme und gerechte Herren, andere wieder quälten die Bauern des Tales wie teuflische Blutsauger

und herzlose Leuteschinder. In jener Zeit geschah es, daß ein junger Knappe vom nahen Lannstein einem armen Mädchen nachstellte, das im Walde für sein Mütterlein dürre Reiser sammelte. Da die Jungfrau den Unhold erblickte, krampfte sich ihr Herz zusammen, als stände der leibhafte Teufel hinter ihr. Sie kannte ihren Verfolger und wußte, daß er der schlimmste aller Ritter war.

Wohin sollte das Mädchen fliehen? Den Weg zum Tale versperrte der Feind. Also eilte es quer durch den dichten Wald und auf dem schmalen Rücken des Berges weiter. Hinter ihr schnaubte und fluchte der Bösewicht. Doch plötzlich, o Schreck! endigten Wald und Weg. Nur der blaue Himmel wölbte sich über dem hochragenden Grat und ein graufiger Abgrund gähnte zu Füßen der Verfolgten herauf. Kurz entschlossen warf sich das Mädchen auf die Knie und schickte zum Himmel ein inniges Gebet. Dann sprang es, ganz sich Gott anvertrauend, in die schauerliche Tiefe.

Gott hatte das Gebet der verfolgten Unschuld gnädig aufgenommen und trug das Mädchen in seiner allmächtigen Hand ganz sachte ins Tal. An der Stelle, wo es seine Füße unverfehrt auf den Wiesengrund aufsetzte, brach sogleich eine silberhelle Quelle hervor.

Darum haben die Dahnner noch heute die Wiesen, die Quelle und auch den hohen Fels so gerne und nennen seit dieser Zeit das Wahrzeichen ihres Städtleins Jungfernsprung.

Ernst Schmid

Richard Löwenherz auf dem Trifels.

Da saß Richard Löwenherz im tiefsten Verließ wie in einer Gruft. Nur oben durch das Loch sah er ein Stücklein Himmel und manchmal einen segelnden Falken. O wäre ich nur ein Falke, seufzte er und seine Sehnsucht flog in sein Heimatland. Dort wußte niemand, wo der König war. Schon lange zog der treue Sänger Blondel durch die Lande von Burg zu Burg seinen König zu suchen. Aber niemand gab ihm Kunde und keine Stimme antwortete auf das Lied, das er vor all den Toren sang und dessen geheimer Sinn nur Richard Löwenherz verständiglich war.

So kam er auch zur Burg Trifels, schlug in die Saiten und sang das Lied:

Es liegt ein Schloß am Felsenrand,
Das ist gar wohl erbauet
Von Silber und von rotem Gold,
Mit Marmelstein gemauert.

Horch, da scholl zur Antwort tief aus der Erde ein dumpfer Ton.
Der Sänger erleichte und hörte wie aus weiter, weiter Ferne:

Darinnen liegt ein Königssohn
Auf seinen Hals gefangen
Wohl vierzig Klaster tief unter der Erd'
Bei Nattern und bei Schlangen.

Die Tränen stürzten Blondel aus den Augen. O Richard, o mein König! rief er. Da hatte er den Wächtern sein Ziel verraten und das Tor blieb dem Sänger verschlossen. Schnell sprang er hinter die Hecken, wo seine Gefährten verborgen lagen, warf Laute und Spielmannskleid weg und stand gepanzert da. Zweimal stürmt'en sie die mächtige Weste, zweimal wurden sie zurückgeschlagen. Da verzweifelte Blondel schier; noch einmal griff er zur Laute und sang das Lied. Aber die Herzen der Burgmannen blieben ungerührt und die Stimme aus der Erde antwortete nicht mehr. Von den Wächtern verlacht, zog Blondel den Burgweg hinab. Im Buchenwald teilte er hurtig die kleine Schar in drei Fahlein. Wie Panther kletterten sie auf ein Zeichen bergan und warfen sich von drei Seiten voll Wut und Verzweiflung wider die Burg und dieses Mal siegten sie über die Wächter. Mit zwei Sahen sprang Blondel zum Verließ, hieb mit dem Schwerte die Oeffnung breiter und ließ sich hinab.

O Blondel, o mein Sänger! jauchzte der König und lag in den Armen des treuen Freundes.

Paul Ginkhum

König Dagobert.

Auf seiner Burg Landeck bei Klingenmünster herrschte der König Dagobert. Er hieß der Gute und war ob seiner Weisheit und Gerechtigkeit bis weit ins Welschland hinein berühmt. Er liebte seine Bauern und stiftete viele Kirchen und Klöster. Weil er aber so gut war und verkünden ließ, daß jedermann, ob Edler oder Bauer, vor dem Gesetz gleich gelte, stellten ihm seine Vetter und die Großen des Reiches nach. Doch konnten sie dem König nichts anhaben und überfielen ihn darum auf seiner Burg. Da wäre der König schier verloren gewesen. Aber ein alter Bauer erschien ihm in der höchsten Not und geleitete seinen Herrn heimlich und sicher durch die Feinde bis zum Ceilweiler Hof. Dort stand neben dem Heerweg im Wiesengrund ein mächtiger Dornbusch, in dem sich der König verbarg.

Derweil ging wie ein Blitz die Kunde von dem feigen Überfall durchs Land und die treuen Bauern strömten von uberallher zusammen und vernichteten die wutigen Verfolger des Königs.

Der weiße Hagedorn aber wurde die Dagoberts-Hecke genannt und erwuchs zum herrlichen Baume. Oft saß der König unter ihm, wenn er vom Dingstuhl kam, der auf dem Stahlbuhl drüben lag. Vor seinem Tode ging Dagobert zu seinem Lieblingsbaume, versammelte seine Bauern und machte sein Testament. Das ganze große Waldgebiet schenkte er ihnen zum Lohn und ewigen Besitz. Das waren die Haingeraiden. Darin sollten die Bauern alleinig herrschen und niemand durfte ihnen etwas dreinreden.

Der Baum der Haingeraiden aber war heilig und das Zeichen der Einheit und Treue. Kranke wallfahrteten zu ihm und wurden von dem Tau seiner Blätter geheilt: Pferde, dreimal um den heiligen Baum geführt, lahnten nicht mehr. Und bis zum heutigen Tag gilt der alte Spruch: Wer dem Baum einen Ast abschlägt, dem verdorrt der Arm; wer aber die Art an den Stamm legt, der geht elendiglich zugrunde.

Paul Ginkhum

Der Geist von Scharfeneck.

Die Nacht hing wie schwerer schwarzer Samt vom Himmel. Da ging ein Pottaschfieder von Dernbach über den Berg nach Hause. Unterwegs, nächst der Burg Scharfeneck, trat ein nackter, bleicher, geisterhafter Mann auf ihn zu. Eine ubelthat mochte er nicht im Schilde führen, dazu sah er viel zu hilflos aus und zu bedrückt und so kehrte sich der Pottaschfieder weiter nicht an ihn und ging seines Wegs. Der Geist aber folgte ihm ins Thal und selbst in seine Hütte, wo er sich traurig und frierend hinter den Ofen in die Ecke legte.

Mag er um Gotteslohn dasitzen, dachte der Pottaschfieder und stellte ihm ein wenig Essen vor, legte noch ein Scheitlein Holz im Ofen an und ging zur Ruhe.

Am andern Morgen fand er seinen sonderbaren Gast hinter dem Ofen in sich zusammengekauert, ohne daß er die Speisen angerührt hätte. Da sprach er ihn an und seine Worte wirkten belebend wie süßer roter Wein. In freudiger Erregung richtete der Hingefunkene sich auf und während in seinem Blick noch Angst und Hoffnung kämpften, deutete er an, daß ihm und andern aus großer Not Erlösung sei, die ihnen nur alle 700 Jahre winke. Und nun bat er den Pottaschfieder ihm doch beizustehen, er brauche nur unerschrocken zu sein und furchtlos ans Werk zu gehen, es liege schon reicher Lohn für ihn bereit. Und als der Pottaschfieder mit kurzem Kopfnicken sein Einverständnis erklärt hatte, erhob sich das Männlein und verschwand.

Acht Tage waren inzwischen vergangen und nichts war geschehen, so daß der Pottaschsieder die ganze Sache beinahe wieder vergessen hatte. Am neunten Tage machte der Himmel ein trübes und mürrisches Gesicht und während der Nacht regnete es in Strömen und stürmte, daß man keinen Hund vor die Tür jagen mochte. Da klopfte es um Mitternacht von außen an den Laden. Der Pottaschsieder erhob sich und als er öffnete, stand draußen nackt und bleich der Geist im sturmgepeitschten Regen und winkte ihm nachzukommen. Es war zwar nicht verlockend, da hinauszugehen, aber der Pottaschsieder nickte ihm zu und folgte. Der Weg führte bergan zur Burg hinauf. Das Wetter tobte, der Sturmwind heulte durch die Bäume und der Regen prasselte durch ihre Kronen. Nach einer Weile aber setzte der Regen plötzlich aus, der Sturmwind legte sich, statt dessen säuselten Frühlingslüfte durch den Wald. Blumendüfte zogen durch die Nacht und der Geist begann zu leuchten wie ein strahlender Stern. Droben vor der Burg reichte er dem Pottaschsieder eine goldene Rose dar und bat ihn nun unerschrocken zu sein und immer schweigend die Gemächer zu durchschreiten, bis er zu einer großen Kiste komme, die brauche er nur aufzuschließen mit der Rose und die Erlösung sei vollbracht.

Und die Rose in der Hand wandte der Pottaschsieder sich der Burg zu und stand sogleich vor einer großen Türe, die hatte er noch nie gesehen und war sperrangelweit aufgetan! Er schaute sich noch einmal nach dem Geiste um, der aber war verschwunden. Da trat er denn ein mit klopfendem Herzen und kam in einen Saal, da stand viel silbernes und goldenes Gerät, das blitzte und strahlte wie lauter Sonne. Dann kam er in einen zweiten Raum; hier flackerte ein müdes und verschlafenes Licht. Sein maffer Schein spiegelte über blanke Waffen und silberne Rüstungen, die von den Wänden hingen. In einem dritten Saale aber brannten strahlend ungezählte Kerzen und an langer, festlich gedeckter Tafel saßen Herren und Damen, stumm und traurig. Und als er eintrat, wandten sie schweigend die Köpfe nach ihm zu und das Herz schlug ihm bis zum Halse herauf. Er faßte sich aber Mut und ging auch hier vorbei und kam in einen Raum, in dem gar breit und schwer eine große schwarze Kiste stand. Aber ein elendgroßer Hund lag darauf und leuchtete ihn mit glühenden Augen an. Da rieselte es ihm bald heiß, bald kalt über den Rücken und als er doch wagte, den Arm auszustrecken um das Schloß zu öffnen, sprang der Hund empor und fleischte die Zähne. Jesus, Maria! schrie entsetzt der Pottaschsieder und ließ die goldene Rose fallen. Und im gleichen Augenblick rang sich ein Stöhnen durch den Raum, ein mächtiges Krachen setzte ein und Dröhnen und der Pottaschsieder ward wie von unsichtbarer Hand hinausgeschleudert aus der

Burg. Und draußen stand er wie betäubt und Sturmwind heulte um ihn her und kalter Regen goß auf ihn hernieder. Friedrich Wegler

Der Einsiedler auf dem Rosenberg.

Der Ritter Bruno bewohnte seine Burg fernab von unserer Heimat. Sein Sohn Robert wollte schon vor der Zeit in den Besitz des väterlichen Vermögens kommen und ließ eines Abends auf Verabredung die Feinde in die elterliche Burg. Alles, was sich zeigte, wurde niedergebaut, nur ganz wenige konnten sich retten, darunter auch der arme Vater. Als Heimatloser verließ er sein Land und irrte von Dorf zu Dorf.

Seinen Sohn aber ereilte gar bald die verdiente Strafe; ein unheilbares Leiden suchte ihn heim und Krankheit und Seelenqual fraßen sich immer tiefer in ihn hinein, so daß er nicht mehr ein noch aus wußte und in seiner Not sich seinem Freunde offenbarte. Der rief ihm, das Büßergewand anzulegen, seine Schuld auf sich zu nehmen und mit ihr reuevoll zu einem fernen Einsiedler zu gehen, der ihm vielleicht helfen könne. Und er beschrieb ihm den Weg dahin. Der junge Ritter befolgte des Freundes Rat und brach auf zur Pilgerfahrt. Lange und beschwerlich wird dies Wandern. Endlich trifft er eines Abends im Walde auf ein weißes Kreuz, das zwischen dunklen Tannen stand. Da weiß er, daß er am Fuße des Rosenberges ist, auf dessen Gipfel die stille Klausel des Einsiedlers sich befindet. Müde sinkt er an dem Kreuze nieder. Wohl brennt ihn ein Verlangen noch heute dahinauf zu kommen, aber die Nacht liegt schon zu tief im Walde und seine Kräfte sind zu Ende.

Da erklingt über ihm ein Abendglöcklein hell und silbern. Wie ein Rufen dringt es ihm ins Herz, wie Erlösung singt es von der Höhe. Und nun halten ihn nicht Nacht und nicht Erschöpfung, er rafft sich auf und steigt empor. Droben findet er die Hütte, beleuchtet von trübem Kerzenschein. Als ein reuiger Sünder tritt er ein, wirft sich dem Klausner zu Füßen und bekennt voll und ganz die Schuld. Und dann liegt er an den Stufen zu dem kleinen Altare und weint und fleht: Buße will er auf sich nehmen und Verzeihung finden.

Und der Klausner gibt ihm auf, drei Tage und drei Nächte zu fasten und zu beten. Und er unterwirft sich dieser Buße gern. Drei Tage und drei Nächte hat er gefastet und mit Inbrunst gebetet. Dann tritt der Klausner zu ihm heran und sagt: Steh auf! Gott hat die Schuld von dir genommen, deine Seele ist rein. Auch deinem Leib soll Heilung werden! Und fügt hinzu nach kurzer Pause: Und wo Gott dir deine Schuld vergeben hat, da will ich auch dir verzeihen und dich segnen — ich bin Bruno, dein Vater.

Friedrich Wegler

Das Mordloch bei Pirmasens.

Zu der Zeit, als in unserer Heimat die Raubritter noch ihr Wesen trieben, hatte auch Pirmasens zwei Raubschlösser in seiner Nähe: den Lemberg und den Ruppertsfels. Ihre Besitzer aber lebten beständig in Fehde miteinander.

Einst war der Graf von Lemberg von seinem Vetter zu Hornbach zu einem Turnier eingeladen. Als er daselbst eintraf, fand er auch seinen Todfeind, den Grafen von Ruppertsweiler. Am andern Tage aber war dieser plötzlich verschwunden und der Lemberger ahnte dabei nichts Gutes. Er wollte jedoch seinem Vetter den Tag nicht vergrämen und blieb bis zum Abend. Während dieser Zeit war der Ruppertsweiler mit einem Trupp Schwurgenossen nach dem Lemberg geritten, hatte das stolze Schloß durch einen Handstreich in seine Gewalt bekommen, tat nun im Rauben und Plündern ganze Arbeit und zündete es zuguterletzt an den vier Ecken an.

Am Abend ritt der Graf von Lemberg mit bangem Vorgefühl nach Hause. Als er auf die Hüster Höhe kam, sah er sein Schloß in hellen Flammen stehen, es loderte wie eine mächtige Fackel in dunkler Nacht zum Himmel auf. Schreck über die unselige Tat, Angst um Weib und Kind und Wut über den niederträchtigen Täter drückten dem Roffe die Sporen tiefer in die Weichen und mit Windeschnelle giengs dem Schloß entgegen. Nun führte von der Burg ein unterirdischer, geheimer Gang hinüber bis zur Straße. Um rascher an Ort und Stelle zu gelangen wollte er diesen Gang benutzen. Schon kam er in die Nähe, da hörte er Pferdegewieher und eine dunkle Gestalt, die etwas vor sich unterm Mantel barg, ritt an ihm vorüber. Im Nu riß der Lemberger sein Ross herum, dachte an den Ruppertsweiler und während die Rache in ihm schrie: Schurke, läufft du mir noch rechtzeitig in den Weg! stürzte er auf ihn zu und stieß ihm den Dolch bis ans Heft in die Brust. Sterbend sank das Opfer aus dem Sattel. Am Lallen der brechenden Stimme aber mußte der Lemberger erkennen, daß er sein eigenes Weib erstochen hatte, das vor sich im Sattel ihr Knäblein frug, ihr einziges Kind. Da ward der arme Ritter vom Wahnsinn erfaßt und nun erfüllte sich vollends das grausige Schicksal: Er zog sein Schwert aus der Scheide und stürzte sich hinein. Und bis auf den heutigen Tag heißt diese Unglücksstelle, die zwischen Pirmasens und dem Beckenhof liegt, das Mordloch und manchem ist es schon aufgefallen, daß dann und wann zwei Gestalten dort zu sehen sind, weinend und klagend und händerringend.

Friedrich Wegler

Friedrich Barbarossa im Kaiserberg.

Kaiser Rotbart war mit einem Heere nach Jerusalem gezogen um den Heiden das heilige Land zu entreißen. Eines Tages brachte ein Ritter die Trauerkunde in die Heimat: Der Kaiser ist ertrunken, als er einen reißenden Fluß mit seinem Pferd durchschwimmen wollte. Das Volk konnte nicht glauben, daß sein geliebter Fürst nicht mehr heimkehre und behauptete: Der Kaiser ist nicht gestorben, er ist nur verzaubert und schläft im Kaiserberg in der Nähe seines Schlosses bei Kaiserslautern.

Eines Abends gingen zwei Knechte aus dieser Stadt von der Waschmühle nach Hause. Als sie auf den Gipfel des Kaiserberges kamen, sahen sie ein tiefes Loch, das weit in den Berg hineinführte. Sie beschlossen es am andern Abend genauer zu untersuchen und in aller Heimlichkeit gingen sie nach Einbruch der Dunkelheit, mit einer Laterne, einem Seil und einem Glöckchen ausgerüstet, auf den Berg. Der eine hielt den Strick, an dessen oberem Ende sie das Glöckchen befestigten und ließ den anderen damit hinab in die Höhle. Immer tiefer giengs hinunter, bis endlich der Knecht Boden unter den Füßen verspürte.

Mit etwas bangem Herzen schaute sich der Wagemutige um und das Blut trieb ihm schneller durch die Adern: Er stand in einer weiten Halle mit vielen Säulen; an einer jeden lehnte ein gepanzerter Ritter, auf Schwert und Schild gestützt, bereit zum Kampfe. Als aber der Knecht merkte, daß alle schliefen, ging er beherzter in die Halle hinein. Da jedoch durchfuhr ihn plötzlich ein neuer Schrecken. Am Ende des Saales saß auf einem goldenen Throne der Kaiser Barbarossa; sein feuerroter Bart war durch den Marmortisch gewachsen, auf dem sein Haupt ruhte. Er winkte dem Knechte und fragte schlaftrunken: Fliegen die Raben noch um den Berg? Ja, entgegnete der Knecht mit jaghafter Stimme. O, dann muß ich wieder hundert Jahre weiterschlafen, sprach darauf der Kaiser betrübt. Du aber kehre still um und berichte deinem Herrn, was du gesehen. Der Knecht zog schnell am Seil, daß oben das Glöckchen erklang und wurde rasch von seinem Freund emporgezogen. Verwundert vernahm sein Herr am nächsten Tage seinen Bericht und gar mancher hat in den folgenden Jahren den Eingang zur Höhle gesucht, aber niemand hat ihn mehr gefunden.

Der Hecht im Kaiserwoog.

Kaiser Friedrich II. wollte gern in seinem Schlosse zu Kaiserslautern. In den weiten Wäldern mit ihren prachtvollen Weihern konnte er fischen und jagen nach Herzenslust. An der Kaisermühle, ganz in der

Nähe der Stadt, ließ er dazu einen neuen Weiher anlegen und setzte selbst den ersten Fisch hinein. Es war ein besonders kräftiger Hecht. Der hohe Herr ließ ihm ein kunstvoll geschmiedetes, dehnbare goldenes Kettlein an den Hals legen mit der Inschrift: Ich bin der Hecht, den der Kaiser Friedrich II. mit eigener Hand in den Weiher setzte am fünften Weinmond des Jahres 1230. Von Segenswünschen begleitet verschwand das Fischlein in der Flut. So oft der Fürst an den Weiher kam, suchten seine Augen den Hecht und jedesmal freute er sich, wenn er pfeilgeschwind dahinschoß.

Jahr um Jahr verging; der Kaiser starb, sein Fisch aber lebte lustig im Kaiserwoog weiter. Schlau wich er den Angeln und Netzen aus und ward riesengroß. Am sechsten Nebelmond des Jahres 1497 wurde er aber doch gefangen. Ganz Kaiserslautern war damals auf den Beinen. Wie staunte die neugierige Menge, als man ihn mit Seilen und Stangen mühsam auf's Trockene geschafft hatte! Fünf Meter und siebenzig Zentimeter war er lang und dreihundert und fünfzig Pfund wog er. In festlich geschmücktem Wagen wurde der Riesenfisch nach der Stadt gefahren, von da nach Heidelberg und dem Kurfürsten zum Geschenk gemacht, der ein Fischessen veranstaltete, von dem man noch lange sprach. Der Stadt Kaiserslautern aber erlaubte er von nun an den Hecht im Wappen zu führen. Und so geschah es auch.

Der Husarensprung.

Ein Eisen! Wie? — Im Wappen der Barbarossastadt?
Wer sagt mir, was das Zeichen wohl zu bedeuten hat? —

Es war vor vielen Jahren, da war die Stadt in Not.
Laut jammerten die Bürger, vom Feinde arg bedroht.

Der Kaiser nur kann helfen, es durch die Reihen dringt.
Doch wer ist's, der nach Speyer ihm schnell die Botschaft bringt?

Da öffnen sich die Reihen.
Heraus tritt ein Husar.
Ich, spricht er, will es wagen.
Mich schreckt nicht die Gefahr.

Schon sitzt er auf dem Rosse,
in Eile aufgezümt.
Dampf dröhnet rings die Erde.
Sei, wie es wild sich bäumt.

Nun gibt er ihm die Sporen.
Fort geht's zum Thor hinaus.
Doch halt! — Dort steht ein Wagen
mit Heu beladen drauß!

Grad' wo der Weg am engsten,
steht mitten drin er quer.
Ein Bäuerlein schimpft und fluchet.
Die Pferde zieh'n nicht mehr.

Von fern schon winkt der Reiter:
Hinweg! Hinweg! 's pressiert.
Doch's Bäuerlein verzweifeln
auf seine Mähren stiert.

Da — Himmel! — in dem Grase
liegt's Bäuerlein nun dort.
Hoch über Heu und Wagen
setzt Rosß und Reiter fort.
Nicht hört er auf der Mauer
der Stadt den Jubelruf.
Nicht merkt er, daß dem Rosse
ein Eisen sprang vom Huf.

Fort geht's. Er scheint zu fliegen. —
Und eh' der Feinde Schar
noch kam — da brachte Hilfe
vom Kaiser der Husar. —
Drauf ward dann jenes Eisen
im Wappen angebracht
zur Ehr' und zum Gedächtnis,
wie er den Sprung gemacht.

Friß Claus

Das Fräulein von Wilenstein.

Vor vielen Jahren, als das Schloß Wilenstein noch bewohnt war, kam ein fremder Jüngling als Schäfer in die Gegend. Er war so schön und blies die Flöte so kunstvoll, daß alles von ihm redete. Auch das junge Burgfräulein von Wilenstein war begierig ihn zu sehen und sein Spiel zu hören. Eines Tages traf sie ihn schlafend in der Nähe seiner Herde. Ganz bezaubert von seiner Schönheit, konnte sie den Blick nicht von ihm wenden und als plötzlich der Hirt die Augen aufschlug, entfloß die schüchterne Jungfrau so schnell sie konnte. Sein Bild aber trug sie in ihrem Herzen mit sich fort.

Von nun an sahen sich die beiden jeden Tag und wenn der Schäfer seine Herde an der Burg vorbeitrieb, erwiderte das Fräulein seinen Gruß vom Erker des Schlosses. — Gar viele Ritter begehrt sie zur Frau, aber sie wies alle Bewerber ab. Ihr Vater geriet darüber in Zorn und verlangte, daß sie dem Ritter Siegbert die Hand reiche. Die folg-same Tochter schwankte schon, wollte sich aber noch bei dem nahen Klausner Rat holen, ehe sie ihre Einwilligung dazu gab. Der sprach ihr Trost zu und gab ihr den Rat des Vaters Willen zu folgen. Gott wird dir schon beistehen, sagte er zuletzt noch zu ihr.

Betrübten Herzens ging die Jungfrau heimwärts. Sie achtete wenig auf den Weg und als sie auf einem schmalen Steg die Moosalb überschreiten wollte, stürzte sie in den Bach und ertrank. Der Vater war der Verzweiflung nahe, als man ihm sein totes Kind brachte. Der Klausner berichtete ihm alles und er ließ sofort den Schäfer suchen; dem aber hatte der Gram das Herz gebrochen. Nun ließ der Ritter sein Töchterlein und den Schäfer nebeneinander im Kirchlein zu Aschbach begraben und zu ihrem Andenken Hirtenstab und Flöte in einen Stein im Turme meisteln.

Das Kirchlein ist zerfallen, nur der Turm steht noch und Hirtenstab und Flöte sind heute noch darin zu sehen.

Die Schlangenkönigin.

Am hohen heißen Mittag ist ein Erzhütter Mädchen an den Vogelwoog grasen gegangen. Um leichter zu schaffen nahm es Nieder und Kopftuch ab und legte das Zeug neben dem Wasser hin. Wie das Mädchen emsig sichelte um ihr Grastuch bald voll Futter zu haben, kam eine Schlangenkönigin aus dem Walde um in dem Woog zu baden. Sie war ganz erhitzt und feuerrot, spürte sich von dem grellen Kopftuch angezogen und legte ihr Krönlein darauf. Ei, ist die Jungfrau erschrocken, als sie nach dem Kopftuch greifen will und die niedliche Krone liegen sieht. Jedoch unverweilt packte sie den werthen Fund mit ihrem Tuch zusammen, ließ Gräsbündel Gräsbündel sein und sprang heim in ihr Haus. Sie riegelte die Tür fest hinter sich zu und gab ängstlich acht, ob die Viper nachkäme.

Richtig, die Schlangenkönigin hatte des Mädchens Spur und das Häusel gefunden und kam an die verschlossene Tür. Zorngeschwollen schlug sie dawider und die Tür zerbrach. Aber auch die Schlange barst in mehrere Stücke. Der Jungfrau ging der Schrecken drei Tage lang nach, dann freute sie sich über den gewonnenen Schatz und hatte von dem Schlangenkronlein ihr Lebtag viel Glück.

Leopold Reih

Sickingens Würfel.

Einst lebte auf seiner stolzen Burg Landstuhl der tapfere Ritter Franz von Sickingen. Schon gar manchen Kampf hatte er gefochten und vor niemand auf dieser Welt fürchtete er sich.

Am Vorabend seiner letzten Schlacht lehnte er trübsig am Fenster seiner Burg und schaute hinab ins Thal. Er wußte, daß der Feind mit viel Kriegsvolk in den nächsten Tagen ihn belagern werde und den sonst so herzhaften Mann beschlich ein banges Gefühl. Zu den Sternen lenkte er seinen Blick, um sie wie sonst nach seinem Schicksal zu befragen. Aber dunkle Wetterwolken hatten sie verdeckt und darum griff er mit starker Faust nach dem Würfelbecher. Eine riesige Felsplatte war sein Tisch und wie Nüsse tanzten die schweren Quadersteine, welche er sich als Würfel ausersahen hatte. Aber die plumpen Schicksalsager verkündeten nur Unheil. Kein Glück! rief der Held beim ersten und beim zweiten Wurf und als sein starker Arm zum dritten ausgeholt hatte, da wußte er's: Tod!

In unbändiger Wut schleuderte er die Quader hinab ins Thal, gerade dorthin, wo heute der Markt des Städtchens Landstuhl liegt und wo

man sie heute noch sehen kann. Nach einigen Tagen aber starb der edle Held im Kampf um seine Burg und in Landstuhls Kirche fand er seine letzte Ruhestätte.

Die Heze.

Einst waren die Miesebacher in großer Aufregung; denn es war kaum einer im ganzen Ortchen, dem nichts gestohlen worden war. Hält man es für möglich, jammerte da jemand, jetzt habe ich mein Korn für die Mühle getreulich abgewogen und doch fehlen mir sieben Pfund. Ein anderer klagte: Meiner Frau ist schon wieder ein Hasen voll Latweg fortgekommen! Und ein Dritter war ratlos, weil seine Kühe keinen Tropfen Milch geben wollten und doch alle frischemelkig waren.

Da machten die Miesebacher unter sich aus: Sie wollten alle genau aufpassen, den Dieb zu ertappen. Bald sah auch einer eine Taube zur Dachgaube herausfliegen, wo die Frucht ausgeschüttet lag. Das war um so merkwürdiger, weil niemand im ganzen Orte Tauben hielt. Ein anderer sah, als er abends am verlöschenden Herd so vor sich hinduselte, einen Schmetterling aus dem Kamin fliegen. Und der alte Hannadam gar traf eine Käse an, wie sie eben aus dem Hühnerstall schlich. Wart, denkt er, greift nach der Mistgabel und schleicht der Miese nach in den Stall. Er traut seinen Augen nicht, als er sieht, wie das Käsevieh eine Kuh nach der andern melkt. Wütend springt er hinzu und klopft ihr tüchtig eins auf die Pfoten. Wißt ihr was, sagt er zu seinen Leuten, das ist niemand anders wie die Heze von Glaserhöfchen.

Deshalb sucht er einen Vorwand und begibt sich andern Tags zu der Frau ins Haus und fragt sie, ob sie helfen wolle Kartoffeln ausmachen. Da findet er seine Vermutung richtig; denn die Alte liegt im Bett, hat die Hände zugebunden und klagt: Ach, Vetter Hannadam, ich wollt euch von Herzen gern helfen, wenn nur meine Händ' nicht so geschwollen wären, s'ist ein Kreuz, bis zum Ellenbogen hinauf dick angeschwollen — ich weiß gar nicht, woher das kommt.

Soll ich dir's sagen, du alte Hez! Das kommt davon, wenn man anderen Leuten die Milch aus den Kühen stiehlt und mit der Mistgabel auf die Pfoten kriegt.

Von der Stunde an konnten die Miesebacher wieder sicher sein, daß keine Frucht und kein Latweg mehr gestohlen wurde und die Kühe gaben ihre Milch, ganze Eimer voll, so wie sich's gehört.

Leopold Reih

Der Fuhrmann und das Irrlicht.

Es ist eine kalte, stürmische Winternacht. Draußen lenkt ein Fuhrmann die Pferde seinem Heimatorte Ransweiler zu. Der Mann ist mit seinem Gespann schon einige Tage unterwegs. Er hat Bausteine nach Worms gebracht; seine Pferde sind „abgefahren“ und er selbst ist müde und schläfrig. Da krachte plötzlich der Wagen und als er anhält und nachsieht, ist das Reihscheit durchgebrochen.

Nun ist guter Rat teuer. Wenn ich nur ein Licht hätte, sagt der Fuhrmann; denn er möchte gern genauer nach dem Schaden sehen und ihn wieder gutmachen. Da sieht er in der Ferne ein Licht, nimmt seine Hand an den Mund und ruft in die Nacht hinein: Holla hopp! — Holla hopp! hallts aus dem Wiesental zurück. Das Licht bewegt sich auf den Fuhrmann zu, kommt näher und immer näher. Doch was sieht der Erschrockene vor sich? Es ist nur eine Flamme, ein Irrlicht, das vom Winde getrieben auf ihn zuschwebt und sich auf das Kastentürchen des Vorderwagens setzt. Die Pferde werden unruhig; der Fuhrmann hat es mit der Angst zu tun und es läuft ihm kalt und warm den Buckel hinunter.

Schnell ist der Schaden am Wagen ausgebessert, langsam ziehen die Pferde an und heimwärts geht's; aber das Licht bleibt auf seinem Platze sitzen. Dem Fuhrmann wird immer ängstlicher zu Mute. Da nimmt er seine Peitsche fest in die Hand, faßt sich ein Herz und schlägt nach der Flamme; doch die läßt sich nicht verjagen. Der Geängstigte treibt nun die Pferde an, sie heben die Köpfe und laufen Trab und das Poltern des Wagens durchbricht die Stille der Winternacht. Das Gefährt humpelt ins Dorf hinein, weckt die schlafenden Bewohner und hält endlich in dem großen Bauernhof an der Dorfllinde.

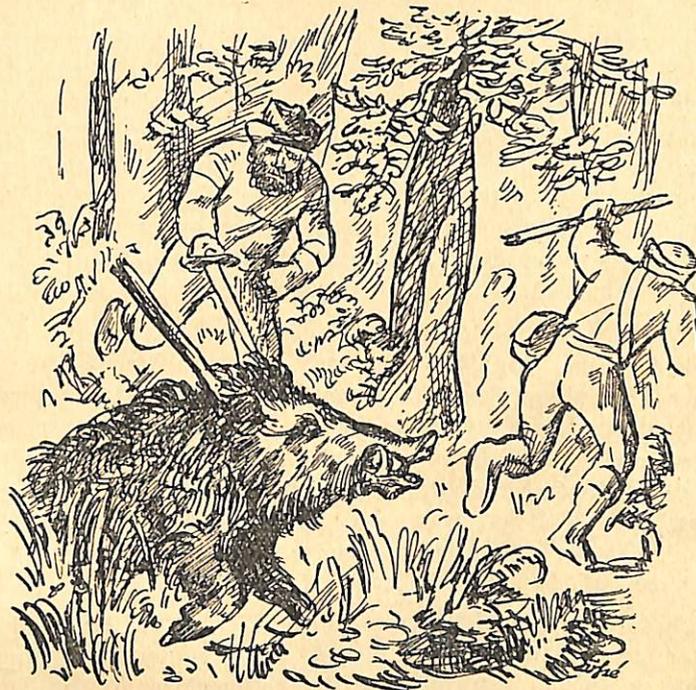
Schnell bringt der Fuhrmann die ermüdeten Pferde in den Stall; aber, o Schreck, das Irrlicht verläßt seinen Sitz, folgt in den warmen Pferdestall und setzt sich oben auf das „Reß“ (die Raufe). Da kommt der Vater des Fuhrmanns aus dem Haus; auch ihn hat das Gepolter des heimjagenden Wagens geweckt.

Gleich sieht er, daß die Pferde in Schweiß gebadet sind und wie sie unruhig an den Krippenketten zerran. Mit zitternden Händen zeigt der Sohn auf die Flamme droben im „Pferdereß“. Doch der alte Fuhrmann weiß schnell Rat. Er schwingt die ruhige Stallampe hin und her und ruft der Flamme zu: Irrlicht, hast du mir geleuchtet, so leuchte Gott ins Himmelreich! Da erhebt sich das Irrlicht, fliegt zum Stall hinaus und ruft mit froher Stimme in die stille Nacht: Jetzt bin ich erlöst!

F. W. Hebel

Der Eberkopf.

Auf einer Burg an der Mündung der Alsenz wohnte einst ein Graf von Altenbaumburg. Er war mit seinem Nachbarn, dem Ritter von Rheingrafenstein, schwer verfeindet und verfolgte ihn mit grimmigem Haß.



Eines Tages war der Altenbaumburger auf der Jagd und folgte der Fährte eines starken Ebers. In der Nähe des Rheingrafenstein stellte er das gewaltige Tier. Wie er aber im härtesten Kampfe mit dem wütenden Eber war, zerbrach ihm seine Lanze und geriet in höchste Lebensgefahr. Da blitzte eine Klinge durch die Luft und der Kopf des Ebers rollte dem Grafen vor die Füße. Es war der Ritter vom Rheingrafenstein, der zur rechten Zeit den wuchtigen Hieb geführt hatte. Fast wollte der Graf seinen Augen nicht trauen, als er seinen Todfeind vor sich stehen sah; aber des Gegners edle Tat hatte bald seinen Zorn gebrochen und er reichte ihm versöhnlich die Hand und beide wurden von nun an die besten Freunde.

Über dem Tore seiner Burg aber ließ er zum immerwährenden Gedächtnis einen Eberkopf ausmeißeln und nannte von nun an sein Schloß Ebernburg.

Paul Lang

Der schwarze Ritter.

Zu Worms war einst ein großes Turnier. Da probte die rheinische Ritterschaft ihre Kräfte und Pferde. Es war aber ein Schwabe dabei, der Ritter von Wolfseck, der sich so hervortat, daß niemand mehr mit ihm stechen wollte. Höhnend sah er auf die rheinischen Ritter herab. Das wurmte den Kolb von Wartenberg, der nur mit etlichen Knechten von Winnweiler ausgezogen war um den Ritterspielen zuzuschauen. Und als sich der Schwabe gar brüstete, er sehe auf dem weiten Plan bloß noch Späßen und Sand, da sprang der Pfälzer über die Schranke und rief: Wohlان, Ritter von Wolfseck, wappne dich! Es gilt den letzten Strauß zu sechten!

Furchtbar war der Zusammenprall der gewaltigen Recken. Die Splitter der Stangen, Armschienen und Kniekacheln wirbelten durch die Luft und als sich die Staubwolke um die bäumenden Rosse verzog, da war der Sattel des Wolfsecker Hengstes leer. Der hat mich mit höllischer List besetzt; der steht mit dem Teufel im Bunde! schrie der Schwabe. Das lügst du, entgegnete der von Wartenberg, ein Zweikampf mit scharfen Lanzen soll dich dieser Lüge zeihen. Und der Kampf ward für den nächsten Morgen angelegt.

Wohl erschien der Wolfseck mit altem Übermut auf der Stechbahn; aber der von Wartenberg blieb aus. Auch waren seine Knappen nirgends zu finden. Doch wie Wolfseck höhnend nach dem Tapfern verlangte, sprengte ein Ritter in die Bahn. Schwarz war sein Harnisch, kohlschwarz sein Ross. Sein Visier aber war geschlossen und auf dem Helm lohete ein feuergoldener Busch. Wortlos schlug er auf seinen Schild, der das Wartenberger Wappen trug. Gleich beim ersten Rennen sank der Schwabe in den Staub; der Schwarze aber flog wie der Sturmwind davon.

Als man dem Wolfseck die Lanze aus dem Leib ziehen wollte, sprach er mit sterbender Stimme: Es ist nichts nütze; haut den Schaff ab! Wartenberg gab mir den verdienten Lohn; gestern nacht haben ihn meine Knechte hinterrücks überfallen und erschlagen.

Paul Ginthum

Melchior, wie du willst!

Die Burg Falkenstein am Donnersberg war die Wiege eines berühmten Rittergeschlechts. Einmal teilten sich zwei Brüder in den großen Besitz bei der Burg und draußen im Gau. Melchior, der am Rheine wohnte, glaubte sich im Nachteil und zog mit seinen Knechten vor die Burg seines Bruders. Konrad aber war ein frommer Ritter und suchte den zürnenden Bruder vom Fenster aus durch freundliche Worte zu besänftigen. Doch umsonst. Der verbitterte Melchior drohte die Burg zu stürmen. Als nun der Graf sah, daß alles Zureden vergeblich sei, schloß er das Fenster mit den Worten: Wie du willst, Melchior. Darauf ging er ruhig in den Hof hinab um seine Knechte zum Widerstand bereit zu halten.

Melchior, wie du willst, das Wort muß dem Erzürnten im Ohre fortgeklungen haben, bis es sich so brüderlich traut anhörte, daß er seinen Groll vergaß und zur großen Verwunderung seiner Leute den Sturm absagte.

Er begehrte friedlichen Einlaß in die Burg und bei festlichem Mahle feierten die Brüder ihre Versöhnung.

Jene Worte aber wurden zur ewigen Erinnerung in einen Stein gehauen und dieser über dem Burgtor eingemauert.

Leopold Reich

Der Trunk aus dem Stiefel.

Auf dem hohen Rheingrafenstein bei Kreuznach, wo die Nahe heraustritt in die Rheinebene, war einst die Blüte der rheinischen und pfälzischen Ritterschaft versammelt. Bis in die tiefe Nacht hinein hatten die Herrn bei Fackelschein im alten Rittersaale gezechet; gar manchen seinen Tropfen von der Nahe, der Alsenz und dem Rhein wußte der Gastgeber seinen erlauchten Gästen vorzusetzen. In übermütiger Zecherlaune erhob sich da plötzlich der Herr des Schlosses aus seinem schweren Eichenstuhl und ließ sich vor der glänzenden Versammlung also vernehmen: Hier diesen Reiterstiefel, ihr edlen Herrn, ließ jüngst ein Kurier bei mir zurück. Bei der Ehre meines Hauses verkünde ich Euch: Wer ihn in einem Zuge leert, dem soll drunten Dorf Hüffelsheim gehören.

Und lachend nahm der Rheingraf den Stiefel aus der Hand des Knappen und füllte ihn bis zum Rand. Wohlان, ihr Herrn, ihr kennt den Preis!

Der wackere Johann von Sponheim, sonst kein schlechter Zecher, sagte kein Wort und blickte nur fragend hinüber zu seinem Nachbarn,

dem Ritter Meinhard von Dhaur; verlegen bewegte der das Haupt und zog schein die dunklen Brauen zusammen. Sogar der alte Flörsheim strich sich zweifelnd durch den grauen Bart, dieses Maß war ihm doch zu groß.

Auch die Landsberger, Randegger, der Falkensteiner Ritter und andere wackere Jecher saßen stumm; denn allzu sehr hatten sie schon den Humpen gelüpft. Als alles schwieg, da sprang plötzlich Boos von Waldeck auf, ein Hüne von Gestalt. All sein Hab und Gut hatte er verfrunken. Mit donnernder Stimme rief er in den Saal hinein: Her mit dem Schlückchen, ich nehm Euch beim Wort, Rheingraf! Und als ob er noch nichts getrunken hätte und gerade von einem hitzigen Ritt käme, so leerte er in langen, tiefen Zügen den mächtigen Reiterstiefel bis auf den Grund. Dann stellte er ihn dröhnend auf den Tisch und ließ sich schwer in den Sessel fallen.

Vergnügt schaute er im Kreise umher und zum Burgherrn gewandt, sagte er lachend: Herr Rheingraf, ließ der Kurier nicht auch seinen anderen Stiefel zurück? Wasmaßen ich in einer zweiten Wette mir auch noch das Dorf Rogheim erwerben möchte.

Alles lachte und pries den glücklichen Boos.

Der Rheingraf aber, der diesen Ausgang nicht erwartet hatte, schnitt ein kümmerliches Gesicht und wehrte ab. Doch Dorf Hüffelsheim gehörte seit der Stunde dem trinkfesten Ritter Boos von Waldeck.

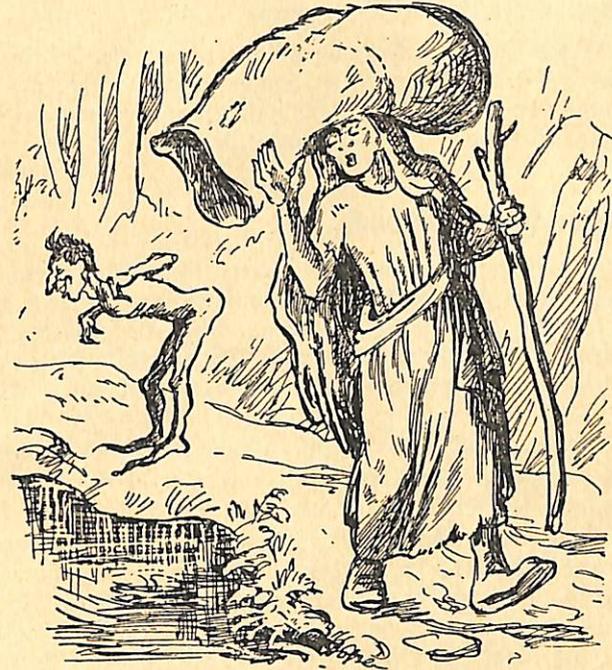
Das Kehrebacher Knüppchen.

Am Fuße des Rheingrafenstein kommt ein Bach die Schlucht herab, den das Volk die Kehrebach nennt. Eine kleine Waldlichtung dabei heißt das Huttental, weil nach der Sage Ulrich von Hutten sich dort vor seinen Feinden verborgen hielt.

Die Kehrebach aber ist der Wohnplatz eines kleinen, unheimlichen Kobolds. Manchmal, wenn die armen Frauen oder Kinder im Walde dürres Holz lesen, finden sie am Wege ein prächtiges Buchenknüppchen. Sie freuen sich nicht wenig darüber und legen es unten in ihren Sack. Der aber wird schwerer und die Trägerin immer froher; denn sie weiß, daß sie das echte Kehrebacher Knüppchen bei sich schleppt. Wer es glücklich heimbringt, findet es zu Hause in purem Gold verwandelt.

Noch keinem ist bis jetzt das Stück gelungen; denn jedes Mal, wenn der Sack am allerschwersten war, da hat es unheimlich darin geräschelt und das Knüppchen ist herausgesprungen und gerade in die Kehrebach hinein. In tollen Sätzen hüpfte es talabwärts über die

Steine des Baches, daß das Wasser in die Höhe spritzte. Dabei hörte man ein lautes und höhnisches Lachen, das die Felsen des Rheingrafensteines getreulich wiedergaben.



Aber noch immer lebt in dem Herzen mancher Holzleserin die Hoffnung, doch einmal das Kehrebacher Knüppchen glücklich heimzubringen.

F. W. Hebel

Weibestreu.

Die Burg Ruppertszecken im Donnersberger Land wurde einmal von Kaiser Rupprecht belagert. Aber die Verteidiger schlugen alle Angriffe blutig ab. Ja, der Burggraf verhöhnste sogar den Kaiser in einem spöttischen Brief, den er ihm mit einem Pfeil ins Lager schoß.

Fürwahr eine harte Nuß, sprach Herr Rupprecht, aber ich will sie schon knacken; dann Gnade dir, Gräfslein!

Nach einer weiteren Woche des Kampfes war die Verteidigung mürbe geworden und der Graf schickte einen Unterhändler zum Kaiser.

Dessen Jorn war aber zu groß. Er fertigte den Abgesandten kurz ab: Nur die Gräfin hat freien Abzug; sie mag mit sich fragen, was ihr am liebsten ist.

Der Bote kehrte in die Burg zurück.

Bald öffnete sich das Thor und heraus schritt die Gräfin und trug ihren Mann auf dem Rücken. Der Kaiser lachte gar herzlich über den klugen Einfall der Frau und bewilligte nun der ganzen Besatzung freien Abzug, ehrenvoll mit Wehr und Waffen.

Leopold Reich

Der Junker von Randeck.

Ein Graf von Leiningen hatte ein allerliebste Töchterlein, Jolantha mit Namen. Gar zu gern hätte ein Junker von Randeck Herz und Hand der schönen Leiningerin erworben. Doch die gehörten schon seit einiger Zeit dem edlen Grafen Egmont. Da wandelte sich des Junkers heißes Sehnen in furchtbaren Haß um, der selbst einen Mord nicht scheute.

Nicht weit vom Schlosse Leiningen, am Fuße des Zimmerberges, lag die Sägemühle des Junkers. Mit einem gefüllten Beutel gewann der Rachsüchtige den Müller, der die Mühle gepachtet hatte, für seinen teuflischen Plan. Am nächsten Tage in aller Frühe legte der Müller eine halbdurchsägte Diele über den Mühlenbach. Egmont, Jolantha, ihre Freundin Ida und der Junker machten am selben Morgen vom Schlosse aus einen Spaziergang. Da sahen und hörten sie unten im Tale eine lustig klappernde Mühle und auf des Junkers Vorschlag stieg die Gesellschaft zu ihr hinab um die Mühle zu besichtigen. Der Weg ging über den Bach und die Braut sollte die Ehre des Vortritts haben. Aber jungfräuliche Schüchternheit oder was es sonst war, hielt sie davon ab zuerst die Diele zu betreten.

Während ihr nun Randeck Mut zuredete, sagt die muntere Ida: Ich wills enden. Kommt nach! Mit diesen Worten trat sie auf die höllische Diele. Nach wenigen Schritten knackte dieselbe entzwei und die unglückliche Ida sank mit einem Schrei in die Wirbel des Baches, der sie dem Rade zuführte; zerschmeckert kam sie wieder hervor. Starr vor Schrecken stand das Brautpaar da, unfähig zu helfen. Da warf sich der völlig zum Teufel gewordene Junker auf Jolantha um sie der unglücklichen Ida nachzuschleudern. Das aber gab dem Grafen Egmont Besonnenheit und Kraft und mit Blitzeschnelle faßte er den Buben fest im Genick, schleuderte ihn zu Boden und hielt ihn fest, bis Knechte vom Schlosse aus dem nahen Walde herbeikamen und den Mörder gebunden auf die Burg führten.

Im Burghof wurde er noch am Abend des nämlichen Tages bei Fackelschein enthauptet. Der Müller schmachtete im Kerker, bis ihn der Graf von Leiningen am Tage der Hochzeit auf die Bitte der Brautleute begnadigte; jedoch mußte er das Land auf ewig räumen. Die Ueberreste des unglücklichen Fräuleins wurden ehrenvoll im Kloster Hönningen begraben. Der Junker von Randeck aber schleicht nun manchmal in schauriger Nacht vom Berge hernieder zur Sägmühle und ängstigt die Bewohner der Umgegend.

F. W. Sebel

Die Bauern auf Neuleiningen.

Im Jahre 1526 waren den aufrührerischen Bauern schon viele Klöster und Burgen zum Opfer gefallen. Die Äbte, Ritter und Herren hatten sich vor ihnen rechtzeitig in Sicherheit gebracht.

Auf der Burg Neuleiningen lebte damals die Gräfin Eva, eine beherzte und wohlthätige Frau. Sie verließ ihr väterliches Erbe auch dann nicht, als die Grafen von Alt- und Neuleiningen vor den Bauernhaufen schon geflohen waren.

Die Ruffdorfer Bauern kamen vom Gebirg herab und täglich sah man an den Haardtthöhen ein Schloß nach dem andern in Rauch und Flammen aufgehen. Ganz in der Nähe hausten die Bockenheimer Bauern; Dirmstein war gefallen und Altleiningen, die alte Stammburg, niedergebrannt. Da kam auch ein Bauernhaufen von der Battenburg herüber, die sie vollständig ausgeplündert hatten. Sie erstiegen Neuleiningen und stürmten wild durch die Säle und Keller der Burg. Das gleiche Schicksal drohte ihr wie allen anderen Burgen und Klöstern der Umgegend.

Da trat die Gräfin Eva ihren Besuchern freundlich entgegen und lud sie in den höflichsten Worten zum Mahle in den Rittersaal ein. Sie selbst trug die besten Speisen und edelsten Weine auf. Die Bauern ließen es sich vortrefflich schmecken und fühlten sich außerordentlich geehrt von einer Gräfin so fein bedient zu werden. Dankend zogen sie mit geringer Beute ab; die Burg selbst aber blieb verschont.

Heinrich Kurz

Die unverwesliche Hand.

Zu Eisenberg war der alte Förster gestorben und sollte mit großen Ehren beerdigt werden. Doch als der Pfarrer den Segen gesprochen hatte und der Totengräber das Grab zuschaukelte, tat der Sarg einen lauten Krach, so daß alle, die umherstanden, erschrocken zusammenfuhren. Aber wie ersakfte sie erst ein grauenvolles Entsetzen, da sie ge-

wahrten, wie sich etwas aus dem Grund heraufwühlte und die Hand des Toten schließlich grausig über die Erde hervorragte. Man hat allerlei versucht, die Hand im Grab zu bergen, es war umsonst.

Doch bald wußte man, warum diese nicht im Grabe blieb, sondern immer wieder zum Vorschein kam. Man dachte einige Jahrzehnte zurück und erinnerte sich an einen Streit, der damals zwischen zwei ritterlichen Herren ausgebrochen war wegen der genauen Grenzen ihrer Wälder. Der Prozeß hatte sich viele Jahre hingezogen, bis er endlich durch des nun verstorbenen Försters eidliche Versicherung ein Ende nehmen mußte. Viele glaubten sich noch jetzt erinnern zu können, daß die Partei, welche verloren hatte, den Förster des Meineids beschuldigte. Beweisen aber konnte es seinerzeit niemand. Jetzt aber war alles klar an das Tageslicht gekommen. Zur Strafe durfte die Hand nicht verwesen und mußte über dem Grabe hervorstehen. Endlich löste man sie vom Arm und hat sie in der Kirche zu Eisenberg aufbewahrt als Warnung vor Lüge und Meineid.

Heinrich Kurz

Wie der Name Alsheim entstanden ist.

Unweit von Meckenheim und Wachenheim lag ehemals das stattliche Schloß Gronau, welches einem wohlhabenden Grafen gehörte. Zwar ist es heute zerfallen und fast spurlos verschwunden; der Name des Ortes Alsheim aber erinnert die Bewohner dort bis in die ferne Zukunft an das ehemalige Schloß und seinen Besitzer.

Und das soll darin seine Ursache haben. Der reiche Graf besaß viele Güter und brauchte zu deren Bewirtschaftung manchen Knecht und manche Magd, die er sich aus dem nahegelegenen Dörfchen holte, das ebenfalls Gronau benannt war. Unter den zahlreichen Arbeitern gab es nicht selten Streit und oft konnte man weithin die Schimpfenden hören. Als sich nun einmal unter Mittag der Burgherr zu einem Schläfchen hingelegt hatte, zankte sich das Gesinde mit großem Lärm im Burghof herum. Eins wollte lauter sein als das andere und so gab es gar bald eine mächtige Zankerei und böse Scheltworte flogen hin und her. Weil es so beinahe jeden Tage war, ging dem Grafen der Geduldssaden aus; er öffnete zornig das Fenster und schrie in den Schloßhof hinab: Schafft euch fort! Hinaus mit euch! Und als die verdunkelten Streiter keine Anstalten machten dem Befehl des Herrn zu folgen, schrie er sie mit einer fortweisenden Handbewegung an: Alsheim mit euch! Alsheim!

Die Nachbarorte hörten davon und zum Spotte gaben sie dem Dörfchen Gronau von nun an den Namen Alsheim. Und so blieb es bis auf den heutigen Tag.

Siegfried der Drachentöter.

Auf dem Drachensfels bei Dürkheim hauste seit uralter Zeit ein scheußlicher Drache. Der tötete die Herden samt den Hirten, raubte Mädchen und hielt sie auf dem Felsen in einer Höhle, der Drachenhöhle oder Drachenkammer, gefangen. Er war der Schrecken der ganzen Umgegend und niemand gelang es das Ungeheuer zu erlegen.

Da kam Held Siegfried, des Sigmund Sohn, aus Xanten am Rheine und trat im Dürkheimer Tale bei einem Waffenschmiede in Arbeit. Er war von übermenschlicher Stärke und mehr als einmal schlug er den Amboss in den Boden, daß selbst dem Meister bangte. Listiger Weise schickte ihn dieser einmal auf längere Zeit in den Wald Holz zu schlagen und Kohlen zu brennen und gerade in die Nähe des gefürchteten Drachen. Am Brunnen, den das Volk heute Siegfriedsbrunnen nennt, entstand ein heftiger Kampf. Mit dem großen Schwerte, das er sich selbst geschmiedet, tötete Held Siegfried den gefährlichen Lindwurm. Dann warf er Bäume auf das Untier und zündete sie an. Da schmolz das Fett des Drachen und Siegfried badete sich darin, daß seine Haut hart wurde wie Horn und undurchdringlich für jede Waffe. Nur zwischen den Schultern blieb eine verwundbare Stelle, weil ein Lindenblatt dahin gefallen war und das Drachenfett abgehalten hatte. Nun zog Siegfried als gefeierter Held in das Nibelungenland und vollbrachte dort und später am Hofe der Burgunden in Worms noch manche ruhmvolle That.

F. W. Hebel

Das Flämmchen.

In der Nähe des Weindörfchens Rhodt liegt auf einem steilen Bergvorsprung die Rietburg. Auf allen Seiten geht es jäh in die Tiefe und darum war der Platz recht geeignet, dort eine Burg zu errichten. Das Rittergeschlecht, welches hier einst hauste, war gewalttätig und gefürchtet, weil es gar manchen schlimmen Streich verübte.

So lebte dort auch einmal ein Ritter, der einem benachbarten Herrn die Tochter raubte und sie auf seine Burg schleppte, wo er das Mädchen in seinem Felsenest lange Zeit gefangen hielt. Eines Tages nun kam der unglückliche Vater und forderte sein Kind zurück. Gegen ein hohes Lösegeld wollte der Rietburger das Mädchen freigeben. Der alte Mann willigte ein und brachte die Summe selbst auf das Räuberest und nachdem der schlimmer Ritter das Geld erhalten hatte, trat er mit der Jungfrau auf die höchsten Burgzinnen und rief dem Vater höllisch lachend zu: Wohlan, ich halte Wort! Hier hast du dein Kind!

und damit schleuderte er das unschuldige Mädchen von der Höhe herab vor die Füße des alten Mannes, wo es zerschmettert liegen blieb. Als sich der Vater aus seiner Ohnmacht erholt hatte, trug er sein Kind ins Tal, wo er es begraben ließ.

Das war ein böser Streich, der in der ganzen Umgegend bei allen anständigen Rifftern tiefste Erbitterung hervorrief. Sie erstürmten das Räuberneß, erschlugen den Nietburger und steckten sein Schloß in Brand. Seine Seele aber konnte nicht Ruhe finden. Sie mußte auf der Erde bleiben und flackert nun als Flämmchen um die Trümmer der Ruine oder als Irrlicht durch das Modenbacher Tal, das am Fuße des hohen Berges vorbeizieht.

F. W. Hebel

Der wilde Kaspar von Spangenberg.

Einst waren zu Worms am Rheine viele Fürsten und Ritter beisammen und da geschah es, daß des Kaisers Töchterlein sich in den wilden Kaspar von Spangenberg verliebte und mit ihm des Nachts auf schnellen Rossen floh. Auf einem Schlosse seiner Verwandten am Rande der Haardt mußte sie ein Priester rasch frauen und der verwegene Ritter ließ sich im Elmsteiner Tal von fremden Maurern, welche von weither kommen mußten, das feste Schloß Spangenberg erbauen. Als die Arbeit beendet war, machte er die Handwerker frunken und verbrannte sie in ihrer Hütte mit Mann und Maus, damit keins seinen Schlupfwinkel verraten könne. Mit seiner jungen Frau und wenigen Knechten wohnte er jetzt einsam auf seiner Feste und glaubte sich sicher vor allen Nachstellungen.

Der Kaiser hatte unterdessen alles mögliche unternommen um seine Tochter wiederzufinden; aber alle Mühe war vergeblich. Endlich ging er selbst auf die Suche. Er war als gemeiner Rittersmann verkleidet und nur einige seiner Leute begleiteten ihn. In der Dunkelheit verlor er sich von seinem Gefolge und kam nach langer Irrfahrt auf das Schloß Spangenberg. Er wurde eingelassen und erkannte sogleich seine Tochter. Der fremde Gast wurde gut bewirtet und über dem Mahle erzählte man sich dies und das. Als die Rede auch auf den Kaiser kam, fing Spangenberg gewaltig zu schelten an. Der aber schwieg und schluckte seinen Zorn hinunter. Was wollte er machen? Er war allein und Kaspar ein gar schlimmer Mann.

Am anderen Morgen nahm der fremde Ritter Abschied und Kaspar begleitete seinen Gast noch eine Strecke weiter. Ehe der Kaiser aber sein Ross bestieg, mußte er sich die Augen verbinden lassen. Einige Knechte führten ihn nun auf Umwegen kreuz und quer umher, bis sie

ihn draußen auf der Ebene hatten. Dort ritten sie mit ihm im Kreise herum, nahmen ihm die Binde von den Augen und sagten, sie seien jetzt zehn Stunden geritten mit ihm. Sie zeigten ihm noch die Straße und kehrten zurück.

Aber der Kaiser hatte wohl bemerkt, daß sie ihn nur etwas weismachen wollten. Schnell sammelte er ein Kriegsvolk, suchte das Schloß auf und fand es auch glücklich wieder. Bei Nacht und Nebel ließ er es in der Stille umstellen und sprengte am anderen Tage das Thor. Als Kaspar keinen Ausweg mehr sah, wollte er mit seiner Frau lieber sterben, als dem Kaiser in die Hände fallen. Eng umschlungen sprangen die beiden zum Fenster hinaus, gerade da, wo es an dem Felsen am steilsten geht. Das große weite Kleid der Frau aber schöpfte Luft und sie kamen glücklich unten an. Doch sie hatten sich verrechnet; sie wurden beide gefangen vor den Kaiser geführt. Der ließ Kaspar an den Galgen hängen, seine Tochter aber begnadigte er. Heinrich Kurz

Die Kapelle des heiligen Zyriakus.

Wer am Morgen des 8. August durch das taufrische Gras des Silbertales bei Simmeldingen wandert, dem begegnen oft sonntäglich gepukte Landleute, die nach Lindenberg zum heiligen Zyriakus wollen, weil dessen Namensfest an diesem Tage gefeiert wird. Mancher trägt in seinem Körbchen frühreife Weintrauben, besonders frühe schwarze; denn viele der Winzer und Winzerinnen aus den naheliegenden Weindörfern schließen auf einen schlechten Herbst, wenn der Heilige nur wenig oder gar keine Trauben bekommt.

Einst, als in dieser Gegend noch keine Menschenseele wohnte, lebte hier der heilige Zyriakus in völliger Weltabgeschiedenheit und hatte sich auf den Trümmern der verfallenen Burg eine stille Klausur errichtet. Noch heute erhebt sich auf der Felsenplatte, hoch über den Häusern des Dorfes, eine kleine Waldkapelle, die dem Andenken des Heiligen geweiht ist.

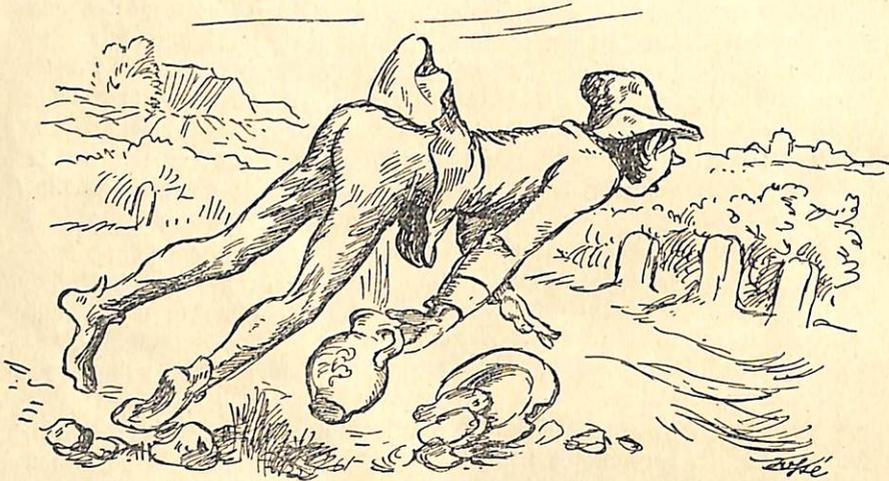
Bei dem Bau des kleinen Bethauses soll es, wie die Sage geht, gar wunderbar zugegangen sein. Sein Stifter hatte einen Platz unten in dem Wiesentale ausgesucht. Dort lagen auch die Steine und Balken zum Bau bereit. Als aber die Werkleute mit dem Bau beginnen wollten, war alles verschwunden. Schon glaubte man an einen bösen Zauberspruch. Aber nach längerem Suchen fand man das ganze Baumaterial wohlgeordnet auf dem Bergabhange, wo jetzt die Kapelle noch steht. Man brachte den ganzen Tag damit zu, alles wieder zu Tale zu schaffen um am folgenden Tage endlich mit dem Bau beginnen zu

können. Aber wie war man erstaunt, als man in der Frühe wieder alles auf der Höhe fand. Da ist den Lindenbergern ein Licht aufgegangen. Es ist der Wunsch des Heiligen, sagten sie sich ehrfürchtig und bauten ihm zu Willen. Im selbigen Kirchlein hing eine Glocke, die läutete von allein, sobald der Heilige sich blicken ließ. Dann winkte ihr Zyriakus zu wie einem lieben Menschengesicht und das Glöcklein beruhigte sich erst, wenn er bei ihr stand. Aber einmal, da er von Neustadt her des Weges kam, ist das Glöcklein stumm geblieben. Nun, denkt der Heilige, was hat mein Glöcklein so verdrossen? Da hastet sein Blick auf den Wingertspfahl in seiner Rechten, den er sich zum Stab aus einem Weinberg gezogen hatte. Schleunigst trug er den Pfahl an seinen Platz zurück, dem Weinstock wieder als Stütze und wurde nun von seinem Glöcklein empfangen mit frohem Geläut wie von jeher.

Heinrich Kurz

Wie das Herzheimer Weidrecht verloren ging.

Die Gemeinde Herzheim am Berg besaß in der Gemeinde Dackenheim das Recht eine Weide zu benützen, mußte aber dafür dem Pfarrer



an einem bestimmten Tage des Jahres immer zur selben Stunde einen Eierfladen und einen mit Milchsuppe gefüllten Hasen abliefern. Viele, viele Jahre ging das schon so und die Herzheimer waren darauf bedacht, sich ihr Weidrecht zu erhalten. Darum setzte der Bürgermeister des Ortes alles daran, daß die Abgaben zur rechten Zeit nach Dackenheim kamen. Die jüngste Hausfrau hatte das eigenartige Gericht herzustellen

und ihr Ehemann mußte als jüngster Bürger der Gemeinde alles überbringen.

Einmal jedoch sollte es anders werden. Ob es schon spät war und der Bote eilen mußte, oder ob sonst ein wichtiger Grund vorlag, rascher zu gehen: man weiß es nicht mehr. Eins aber ist sicher. Der junge Mann stolperte und Eierfladen und Milchsuppe fielen zu Boden. So rasch ihn die Beine trugen lief er zurück und holte eine neue Gabe. Als er jedoch damit nach Dackenheim kam, war es zu spät. Weil das Weiden in dem fremden Gemark den Dackenheimern schon längst ein Dorn im Auge war, freuten sich diese königlich über das Ereignis und die Herzheimer mochten Entschuldigungen vorbringen, so viel sie wollten, des Weidrechtes gingen sie verlustig.

Die Gewanne aber, wo der Bote damals stolperte und zu Fall kam, heißt noch heutigen Tages „Fladenberg“.

F. W. Hebel

Die Burg Affolterloch.

In der Nähe des Dorfes Wörth am Rhein liegt auf dem Hochufer des herrlichen deutschen Stromes ein künstlich aufgeschütteter Hügel, der den Namen „Affolterle Schlüssel“ trägt und wohl so geheissen wird, weil hier einstmal eine der vielen Wasserburgen am Rheine stand. Keine Spur ist mehr davon zu sehen, aber eine Bienwaldsage weiß mancherlei davon zu berichten.

Die Insassen der stolzen Burg Affolterloch waren einst Raubritter, deren Überfälle auf vorüberziehende Kaufleute die ganze Gegend unsicher machten. Da ließ der Kaiser auf Bitten der Leute die Raubburg zerstören.

Noch vor mehr als hundert Jahren war an jener Stelle, wo die Burg stand, ein tiefes Loch zu sehen, durch welches man in das unterirdische Burgverlies gelangen konnte. Eines Tages hüfteten nun Wörther Knaben in der Nähe ihre Kühe und Ziegen. Sie vertrieben sich die Zeit mit allerhand Spielen und kamen dabei auch an den Eingang zum Burggefängnis. Da überfiel sie eine unheimliche Angst. Schon oft hatten sie von einem großen Schatz gehört, der im Innern der Höhle verborgen sei. Wer diesen auffände, der wäre ein feinstreicher Mann seiner Lebtag.

Und richtig faßte sich einer der Knaben ein Herz und ließ sich, von seinen Kameraden an einem Stricke gehalten, hinab in die Tiefe. Zuvor aber hatte er mit ihnen verabredet, sie sollten ihn schleunigst emporziehen, falls er bei drehender Gefahr um Hilfe rief. Und das war gut so, denn kaum hatten ihn seine Kameraden ein Stück hinunter-

gelassen, als er jämmerlich zu schreien anhub. Augenblicklich wurde der Tollkühne ans Tageslicht gezogen und atmete erleichtert auf, als er sein liebes Heimatdorf wieder erblickte. Kreideweiß vor Schrecken erzählte er den gespannt lauschenden Gespielen sein furchtbares Erlebnis: Wie eine Schlange in der Tiefe hause, so groß und dick wie ein Wiesbaum und wie sie sich hoch aufgerichtet, ihn mit starren Augen durchbohrt und um seinen Leib gezüngelt habe. Und, o Wunder, einen goldenen Schlüssel frug sie an ihrem glänzenden Hals!

Lange Zeit mieden die Knaben jene Gegend; denn immer wieder hörte man, daß die Schlange mit dem goldenen Schlüssel die Leute verfolgte, wenn sie zum Heilbade kamen um Wasser zu holen.

Heinrich Kurz

Die Schloßfrau und ihre Wäsche.

Es war vor vielen Jahren, als drei junge Burschen aus dem Dorfe Schweigen in später Sommernacht noch in den Bienwald gehen wollten und dabei am Pauliner Schloßchen vorbeikamen. Schon immer war es dort etwas unheimlich gewesen, weil man ab und zu ein leises Weinen vernehmen konnte und manchmal auch ein Mädchen erblickte, welches, in weißes Linnen gekleidet, händeringend vor einem Lindensäumchen kniete. Heute aber stand die Frauengestalt im Schloßgarten und hing blendend weiße Wäsche auf und ab. Du, sagte der eine zu seinen Kameraden, schau dort! Der wollen wir einmal einen Streich spielen. Wer macht mit? Und in ihrem jugendlichen Übermut waren alle damit einverstanden.

Als sie die Frauengestalt nicht mehr erblickten, stiegen sie über den Heckenzaun und jeder nahm sich ein Bündel mit Wäsche. Sie waren alle der Meinung, die Besitzerin würde sie gar bald anrufen und die genommenen Stücke zurückfordern. Langsam stiegen sie deshalb über den Zaun auf den Pfad und machten ebenso langsam Miene gegen Schweigen zu wandern. Aber niemand rief ihnen und keine Stimme verlangte die Wäsche zurück. Nach einigen hundert Schritten jedoch sagte der eine: Ich weiß nicht, mein Bündel wird immer schwerer. Das eure auch? Und wirklich hatten die andern das Gleiche an sich wahrgenommen. Da blieb der erste stehen und wollte die Ursache der merkwürdigen Erscheinung untersuchen. Der Mond sah gerade mit hellem Scheine durch die dünnen Silberwölkchen herab. Und als der Bursche sein Bündel öffnete, wurde er bleich vor Schrecken. Die Wäsche ist verheert! rief er in die stille Nacht und wir werden auch noch verheert. Ach, warum haben wir das Zeug nicht hängen lassen? Kommt, Kameraden, sonst geht es uns ans Leben! Da ließen sie die Wäsche, die sich in glänzendes

Silber verwandelt hatte, liegen und flohen, so schnell sie die Beine trugen. Keiner wagte mehr umzuschauen, denn jeder glaubte, irgend eins ginge ihnen nach. So kamen sie mit jagenden Pulsen und verfürzten Gesichtern nach Hause, wo sie ihr Abenteuer erzählten, als sie sich ein wenig erholt hatten.

Die andern aber lachten sie gehörig aus ob ihres Hasenherzens und da schämten sie sich nicht wenig und gingen in der folgenden Nacht mit mehr Mut am Schloßgarten wieder vorüber. Aber ihre Hoffnung nun in den Besitz des Silbers zu kommen, ging nicht in Erfüllung; denn nie mehr sahen sie die Frauengestalt ihre silberne Wäsche aufhängen.

F. W. Hebel

Das wohltätige Fuchslotch.

Bei dem Dorfe Zeiskam stand vor Zeiten eine Burg, deren Besitzer so reich waren, daß einer von ihnen sogar der Stadt Straßburg Fehde ansagen konnte. Zu einem anderen aus diesem Geschlechte kam einmal eine alte Frau aus Zeiskam und brachte ihm ein Körbchen gelber Rüben. Der Ritter freute sich über den guten Willen, den das Mütterlein bekundete und lobte ihr Geschenk. Wo so prächtige Rüben wachsen, sagte er, da sollten doch alle Leute Möhren und anderes Gemüse bauen; es müßte sich damit doch ein gutes Geschäft machen lassen. Zuletzt wollte er von der Frau einen Wunsch wissen, damit er sich für ihre liebe Gabe erkenntlich zeigen könnte.

Die Frau erwiderte, sie wüßte schon etwas, das sie verlangen möchte, aber sie getraue sich nicht es zu sagen, da es wohl auch zu viel verlangt wäre. Der Ritter machte ihr aber Mut ihren Wunsch nur herauszusagen und da schüttete denn die Frau ihr Herz aus und sagte: Wir würden unsere Felder alle zu Gärten machen, wenn wir nur so viel Wasser hätten, als durch ein Fuchslotch fließt. Wenn uns das der Herr Ritter aus der Queich zuleiten lassen wollte, so würde sein Name in unserem Dorfe ewig genannt werden. Das will ich euch gern tun! entgegnete der Ritter. Er ließ auch gleich in einen Stein eine Öffnung von der Größe eines Fuchslotches meißeln, den Stein in das Ufer der Queich setzen und das Wasser nach dem Dorfe leiten. Die Leute von Zeiskam machten das Wort der alten Frau wahr und verwandelten ihre Felder in Gärten. Sie bauten Gemüse aller Art und wurden dadurch weit und breit bekannt. Heute noch haben die Zeiskamer als Gärtner einen guten Namen. Noch heutigen Tages aber wird das Loch am Queichufer das Fuchslotch, das Bächlein auch Gnadenwasser genannt.

Paul Lang

Das Horn von Buren.

Im Spenergau wohnten ehemals die Herren von Buren, ein starkes Rittergeschlecht. In ihrem Wappen führten sie ein Horn und die Sage weiß darüber folgendes zu erzählen:

In der Nähe des herrschaftlichen Schlosses lag im Walde versteckt ein mächtiges Hünen- oder Riesengrab, auf welchem gewaltige Steinblöcke übereinander gekürrt lagen. Gar viele Leute der Umgebung wußten davon, doch war es noch nie einem in den Sinn gekommen, einmal einen dieser Steine von seinem Platz zu verrücken, auch dem jungen Besitzer der Burg nicht. Gar oft schon hatte ihn sein Weg an dem Grabe vorbeigeführt; denn er war ein Freund der herrlichen Natur und ein leidenschaftlicher Jäger.

Da plagte ihn einmal Langeweile und weil er kräftige Muskeln besaß, wälzte er einige von den Felsblöcken weg und war nicht wenig überrascht, als er ein großes Hüftorn darunter entdeckte. Nachdem er es eine Zeitlang betrachtet hatte, setzte er es an den Mund und fing an hineinzublasen. Die Töne aber, welche das Horn gab, waren so stark und furchtbar, daß sie wie ein Sturm durch den Wald zu brausen schienen. Die Vögel verstimmt und die Rehe und Hirsche verkrochen sich in ein Dickicht. Auch der Ritter war voll Staunens, aber seine Verwunderung wurde noch größer, als er plötzlich wahrnehmen mußte, wie von dem Grab ein Stein nach dem anderen von selbst wegrollte und endlich ein gewaltiger Riese in schwarzer Rüstung aus der dumpfen Erdhöhle hervorkroch, sein Schwert gürtete und mit Donnerstimme fragte: Hast du mich gerufen?

Ich fand hier dieses Horn, antwortete der Ritter, und wollte bloß versuchen, ob es noch ginge. Da sagte der Riese: Decke mich wieder zu, das Horn aber behalte und wenn dir einst Gefahr droht, so wecke mich damit und ich werde dir zu Hilfe kommen.

So kam das Horn an das Geschlecht der Buren; wie ein Kleinod wurde es aufbewahrt. Als einst ein mächtiger Heerhaufe die Burg einnehmen wollte, setzte es der Ritter an den Mund und stieß hinein. Da erschien der Riese, furchtbar gewappnet, und schlug die Feinde in die Flucht. Viele Jahrhunderte noch war es der teuerste Besitz des Geschlechtes, bis es einmal den Besitzer wechselte und seitdem verschwunden ist.

Heinrich Kurz

Inhaltsverzeichnis

	Seite		Seite
Die Rosentreppe	3	Sickingens Würfel	22
Der wandernde Grenzstein	3	Die Hexe	23
Der Teufelsbrunnen	4	Der Fuhrmann und das Irrlicht	24
Der Riese Kreuzmann	5	Der Eberkopf	25
Die Zwergge vom Gumberg ..	7	Der schwarze Ritter	26
Die Goldglut	8	Melchior, wie du willst!	27
Die Heidenburg	9	Der Trunk aus dem Stiefel ...	27
Ein untergegangenes Dorf	10	Das Rehrebacher Knüppchen ..	28
Die Entstehung des Klosters Disibodenberg	10	Weibestreue	29
Der Teufelstisch	11	Der Junker von Randeck	30
Hans Trapp	12	Die Bauern auf Neuleiningen ..	31
Die Sage vom Jungfernsprung	12	Die unverwesliche Hand	31
Richard Löwenherz auf dem Trifels	13	Wie der Name Alsheim entstanden ist	32
König Dagobert	14	Siegfried der Drachentöter	33
Der Geist von Scharfeneck	15	Das Flämmchen	33
Der Einsiedler auf dem Rosenberg	17	Der wilde Kaspar von Spangenberg	34
Das Mordloch bei Pirmasens ..	18	Die Kapelle des heiligen Zyriacus	35
Friedrich Barbarossa im Kaiserberg	19	Wie das Herrheimer Weidrecht verloren ging	36
Der Hecht im Kaiserwoog	19	Die Burg Affolterloch	37
Der Husarensprung	20	Die Schlossfrau und ihre Wäsche	38
Das Fräulein von Wilenstein ..	21	Das wohlthätige Fuchsloch	39
Die Schlangenkönigin	22	Das Horn von Buren	40

